Bibliothek
der
Gesamt-Litteratur
des In- u. Auslandes.

25-Pfennig-Ausgabe.

No. 289.

Meier Helmbrecht

von

Wernher dem Gärtner.

Übersetzt
von
Ludwig Fulda.

Halle a. d. S.
Druck und Verlag von Otto Hendel.

Jeder Band ist **einzeln** käuflich.

Verzeichnis

der bis Ende Dezember 1888

in der

Bibliothek der Gesamtlitteratur

erschienenen Bände.

Jeder Nummer kostet 25 Pfennig.

Jede Nummer kostet 25 Pfennig.

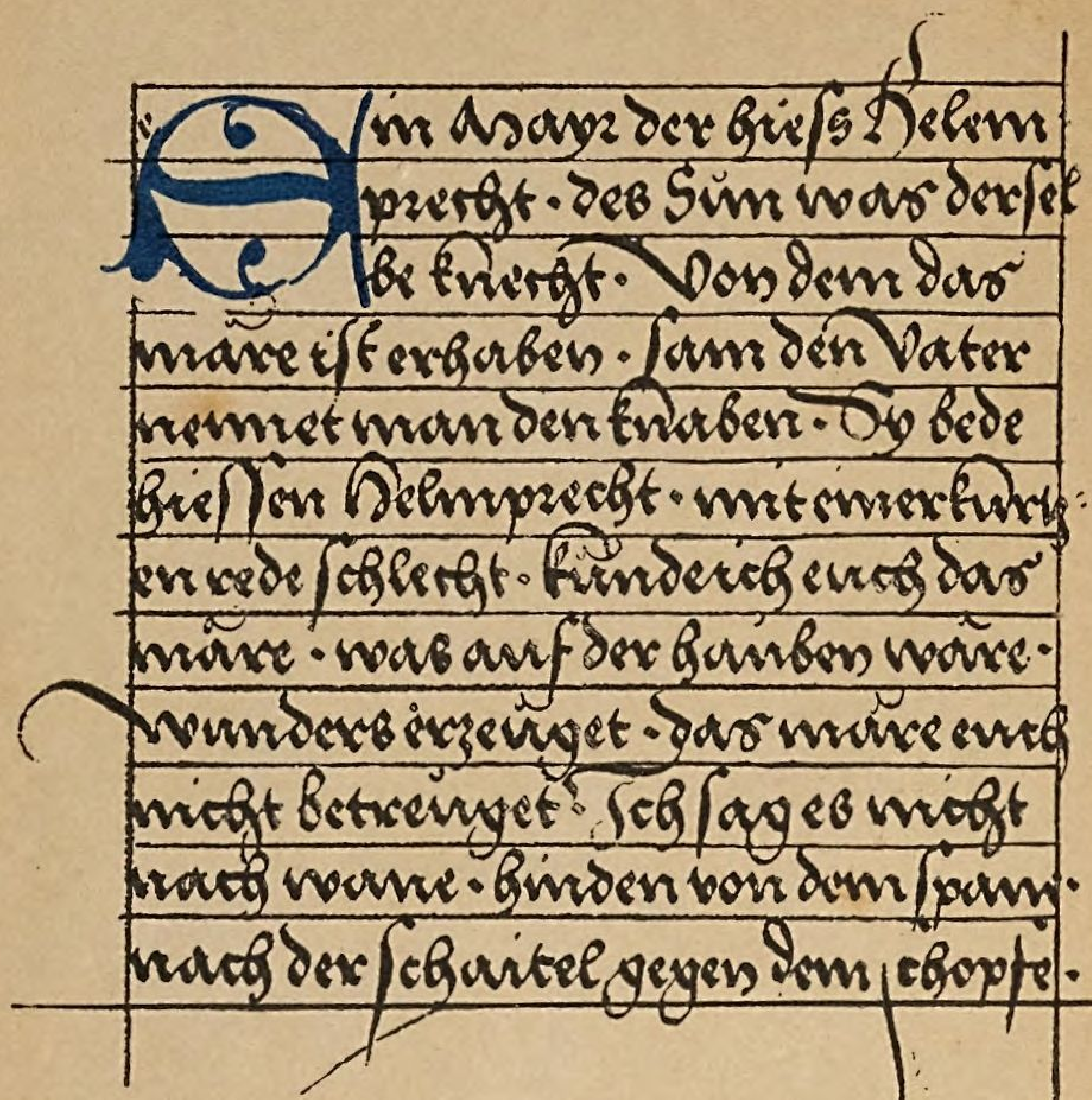
Jeder Band ist **einzeln** käuflich.

Jede Nummer kostet 25 Pfennig.

Sämtliche Bände sind auch in eleg. Ganzleinenband mit Rückengoldtitel und Rotschnitt bei einem Preisaufschlag von 25 Pfennig für den Einband zu haben.

Abeken, Eine Nacht . . . . . Nr. 292
Andersen, Bilderbuch ohne Bilder . Nr. 66
— Glückspeter . . . . Nr. 202
— Sämtliche Märchen . . . Nr. 251—256
Archenholtz, Siebenjähr. Krieg Nr. 213—216
Baehr, Neues Buch der Lieder . Nr. 114. 115
Björnson, Kapit. Mansana (Erzähl.) Nr. 180
Blumauer, Virgils Äneis . . Nr. 166. 167
Boltz, Hellenische Erzählungen Nr. 116. 117
Boz (siehe Dickens).
Brand, Londoner Streifzüge . . Nr. 59. 60
Bürger, Gedichte . . . . . Nr. 20—22
— Freiherr von Münchhausen . . Nr. 233
Cervantes Saavedra, Don Quijote von la Mancha, übersetzt von Ludwig Tieck. I. und II. Band . . . . Nr. 296—300
Chamisso, Gedichte . . . . Nr. 10—12
— Peter Schlemihl . . . . . . Nr. 34
Claudius, Werke. Auswahl . Nr. 205. 206
Demokritos (siehe Webers Demokritos).
Dickens, Heimchen am Herde . . . Nr. 18
— Pickwickier I. . . . . . . Nr. 93—95
— „ II. . . . . . . Nr. 96—98
— Weihnachtsabend . . . . . . Nr. 68
Eichendorff, Gedichte . . . Nr. 170—172
— Aus dem Leben eines Taugenichts Nr. 173
Engel, Herr Lorenz Stark . . . . Nr. 231
— Der Philosoph für die Welt . Nr. 245. 246
Feuchtersleben, Diätetik der Seele Nr. 263
Fouqué, Undine . . . . Nr. 67
Fulda, Meier Helmbrecht . . . Nr. 289
Gellert, Fabeln u. Erzählungen . Nr. 99. 100
Génestet, Gedichte . . . . . Nr. 49. 50
Goldsmith, Landprediger . . . Nr. 6. 7
Goethe, Aus meinem Leben . Nr. 186—191
— Clavigo . . . . Nr. 113
Goethe, Egmont . . . . Nr. 4
— Faust, I. . . . . Nr. 3
— „ II. . . . . Nr. 6
— „ I. II. in einem Bande, geb. 75 Pfg.
— Gedichte . . . . Nr. 35—3
— Götz von Berlichingen . . . . Nr. 1
— Hermann und Dorothea . . . Nr.
— Iphigenie . . . . Nr. 4
— Die Mitschuldigen . . . . . Nr. 24
— Natürliche Tochter — Jery u. Bätely Nr. 1
— Reineke Fuchs . . . . . . Nr. 13
— Stella — Geschwister . . . . Nr. 1
— Torquato Tasso . . . . . . Nr. 5
— Wahlverwandtschaften . . Nr. 249. 2
— Werthers Leiden . . . . . . Nr. 6
Hack, Sinngedichte . . . . . Nr. 51. 5
— Ungarische Lyrik . . . . Nr. 193—1
Hart, Divan persischer Poesie . Nr. 143—14
Hartmann v. d. Aue, D. arme Heinrich Nr. 8
Hauff, Bettlerin . . . . Nr. 2
— Bild des Kaisers . . . . . . Nr. 12
— Jud Süß — Sängerin . . . . Nr. 15
— Lichtenstein . . . . Nr. 14—1
— Mann im Monde . . . . Nr. 221. 22
— Märchen . . . . Nr. 54—5
— Memoiren des Satan . . Nr. 122. 12
— Phantasien . . . . Nr. 3
— Ritter von Marienburg — Othello Nr. 15
Hebel, Alemannische Gedichte . . Nr. 12
— Schatzkästlein . . . . . Nr. 39. 4
Heine, Atta Troll . . . . . . Nr. 7
— Buch der Lieder . . . . . Nr. 70. 7
— Deutschland . . . . Nr. 8
— Harzreise . . . . Nr. 13
— Letzte Gedichte . . . . . . Nr. 7
— Neue Gedichte . . . . . . Nr. 7

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlags.


Ain Mayr der hiess Helem
precht · des Sun was dersel
be knecht · Von dem das
märe ist erhaben · sam den Vater
nennet man den knaben · Sy bede
hiessen Helmprecht · mit ainer kurtz
en rede schlecht · kunde ich euch das
märe · was auf der hauben wäre ·
wunders erzeüget · das märe euch
nicht betreuget · Ich sag es nicht
nach wane · hinden von dem span ·
nach der schaitel gegen dem schopfe ·

Meier Helmbrecht.

Vers 21—33 aus dem „Meier Helmbrecht.“ Von Blatt 225a Spalte II der Ambraser Handschrift. (Vgl. Einleitung S. 18.)

(Entnommen aus Könnecke's Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.)

Meier Helmbrecht

von

Wernher dem Gärtner.

Eine deutsche Novelle aus dem XIII. Jahrhundert.

Übersetzt

von

Ludwig Fulda.

Halle a. d. S.

Druck und Verlag von Otto Hendel.

Dem Andenken Karl Bartsch's.

Einleitung.

Das prächtige Gedicht, das hier in neuer Übertragung erscheint, nimmt in der reichen Litteratur des deutschen Mittelalters eine ganz vereinzelte Stellung ein. Man hat sich gewöhnt, den Meier Helmbrecht, nach dem Vorgang Franz Pfeiffers als die erste deutsche Dorfgeschichte zu bezeichnen. Aber dieser Ausdruck kann, so treffend er ist, um so eher mißverstanden werden, als er die specielle Benennung für eine kaum fünfzig Jahre alte Gattung unserer Litteratur abgiebt, eine Gattung, die mit dem alten Gedichte im Grunde doch wenig mehr als den Schauplatz gemein hat. Höchstens ließe sich noch in der Tendenz eine Übereinstimmung beider nachweisen; denn wie die moderne Dorfgeschichte und das Gemütsbedürfnis, welches sie befriedigt, in ihren ersten Keimen auf das Rousseausche Naturevangelium zurückgehn und demgemäß der morschen Überkultur die gesunde Tüchtigkeit und Herzensfrische des ländlichen Lebens gegenüberstellen, so erscheint auch im Helmbrecht der schroffe Kontrast zwischen der älteren schlichten, kernhaften und sittenstrengen Generation und einer neuen Zeit voll äußerer Verkünstelung und innerer Verrohung, als ideeller Mittelpunkt. Von dieser Beziehung abgesehen, könnte Pfeiffers geistreiche Benennung den Unkundigen schon deshalb leicht irreführen, weil neuerdings der Begriff der Dorfgeschichte einen süßlich sentimentalen Beigeschmack bekommen hat, zu welchem die unerbittliche Herbheit, die beinahe grausame Wahrhaftigkeit des alten Gedichtes den denkbar schärfsten Gegensatz bildet.

Viel geringer ist die Gefahr eines Mißverständnisses, wenn man den Meier Helmbrecht als eine Novelle bezeichnet, nicht nur des weiteren Begriffes wegen, sondern ganz besonders

deshalb, weil in der That die moderne Definition der Novelle auf das alte Gedicht ihrem vollen Umfange nach angewendet werden darf. Der Helmbrecht ist die erste und wohl auch einzige Dichtung des Mittelalters, welche nicht von den Begebenheiten, sondern von den Charakteren ausgeht, welche mit vollem Bewußtsein ein psychologisches Problem aufstellt und der Lösung desselben mit erstaunlicher Folgerichtigkeit und auf dem kürzesten Wege entgegenschreitet. Eben deshalb steht das Gedicht unserem modernen Empfinden weit näher als die übrige Epik der mittelhochdeutschen Blütezeit. Die großen und bewunderungswürdigen Volksepen, Nibelungenlied und Kudrun an der Spitze, konnten schon darum nicht mit dem Nachdruck, den man heute als Grundbedingung des epischen Schaffens betrachtet, die Entwicklung der Charaktere betonen, weil diese bereits unabänderlich gegeben und von der traumhaft gestaltenden Volksseele vorgedichtet waren. Mächtig und gewaltig, meist auch in sich einig und geschlossen treten dennoch die Figuren in diesen Dichtungen vor uns hin; aber sie entfalten sich nur in einzelnen großen, nicht immer mit einander verbundenen Scenen, und die seelischen Vorgänge, aus denen die Thaten der Helden emporkeimen, sind so wenig das Hauptaugenmerk des Erzählers, daß sie meist erst durch einen Rückschluß aus den Thaten selbst uns verständlich werden können. Was nun gar das höfische Epos dieser Zeit betrifft, so wird niemand im Ernste behaupten wollen, daß es sich viel um psychologische Probleme gekümmert hat. Den tiefer angelegten Wolfram von Eschenbach ausgenommen, haben diese Dichter, die noch dazu in überwiegender Zahl nur freie Bearbeiter fremder Dichtungen waren, vor allem das Unterhaltungsbedürfnis ihres Publikums vor Augen gehabt und als echte Vorläufer unserer Leihbibliotheken-Schriftsteller hauptsächlich den untrüglichen Mitteln der Spannung und Überraschung vertraut. Selbst Hartmann und Gottfried, die als Poeten von Gottes Gnaden vor der konventionellen Plattheit der Verfasser von Artus-Romanen bewahrt blieben, haben sich von der herrschenden Tagesmode nicht völlig emanzipieren können. Bei aller poetischen Schönheit im einzelnen gehen sie doch auf nichts anderes aus als auf die lebendige Vorführung einer möglichst bunten Reihe von Abenteuern, und ihre Gestalten entfernen sich im Guten wie im Bösen wenig von der typischen Allgemeinheit, die sich mit individuellen Einzelzügen nicht zu belasten versucht. Nur in der Legendendichtung, in der wieder Hartmanns armer Heinrich die un-

bestritten erste Stellung einnimmt, pulsiert ein wärmeres Leben, zumal wenn der Stoff wie in diesem innigen und rührenden Gedichte der heimischen Überlieferung entnommen ist. Auch aus diesem letzteren Grunde kann der arme Heinrich als der bedeutendste Ansatz, der vor dem Helmbrecht zu einer nationalen Novellendichtung gemacht wurde, angesehen werden. Aber auf dieser Bahn wurde trotz vereinzelter Nachahmungen nicht mit bewußter Stetigkeit fortgeschritten, und als endlich unser Gedicht den entscheidenden und bahnbrechenden Schritt wagte, da war bereits die Zeit angebrochen, wo die mittelalterliche Poesie ihrem Verfall mit der gleich unaufhaltsamen Schnelligkeit entgegenging, mit der sie erst wenige Jahrzehnte vorher ihre stolze Höhe erklommen. — Niemand litt unter diesen ungünstigen Verhältnissen mehr als der geniale und tiefsinnige Wolfram, bei dem wir fast in jeder Zeile eine originelle, kühne, großartige Natur mit der traditionellen Ärmlichkeit der vorhandenen Formen ringen sehen, ohne daß er die ästhetische Bildung und die intuitive Kraft besessen hätte, um seiner reichen Innerlichkeit eine neue und würdigere Form zu entdecken. Es war allerdings schon erstaunlich genug, wie das Gegebene sich unter seiner Hand verwandelte und vertiefte; aber unmöglich konnte sein Werk jene schöne Ausgeglichenheit erlangen, die nur aus der naturnotwendigen Einheit von Gehalt und Form hervorzublühen vermag. Der Parzival ist nächst Dantes göttlicher Komödie zweifellos die gedankenschwerste Konzeption des Mittelalters; aber es stimmt wehmütig genug, wenn man erwägt, unter wie ungleichen Sternen der fremde und der deutsche Dichter an ihre Schöpfung herantraten. Es würde uns vom Thema zu weit abbringen, wollten wir diesen interessanten Vergleich näher ins Auge fassen; es genügt zu betonen, daß Dante auf freier Höhe der klassischen Bildung stand und seinen Geschmack an den erhabensten Mustern der Litteratur aller Zeiten erziehen durfte, während unser kaum geringer begabter Landsmann mit heiterer Resignation selbst verkündet: „Ich kenne keinen Buchstaben,“ und ohne der höfischen Konvention entrinnen zu können, sich damit abplagt, einem dürren Artus-Roman seine mächtige Gedankenwelt aufzupfropfen. So konnte denn die Gestalt des Parzival bei allem Tiefsinn der Konzeption nicht gut eine einheitliche und straff entwickelte werden, und das großartige psychologische Programm, nach welchem der Dichter seinen Helden von der Unerfahrenheit (tumpheit) durch den Zweifel zur Glückseligkeit führen wollte, erlangte nur eine teilweise

Verwirklichung. Während der Zustand der tumpheit mit den reichsten und zartesten Farben geschildert ist, müssen wir den Helden, über den der Zweifel gekommen ist, in diesem wichtigsten Stadium seiner Entwicklung durch eine ganze Reihe von Gesängen aus dem Auge verlieren, um uns inzwischen von den wunderbaren Abenteuern des Gawan unterhalten zu lassen. Dies ist eine so klaffende Lücke in der Gestaltung des Hauptcharakters, daß man leider sagen muß: Auch der größte deutsche Dichter des Mittelalters ist an der Aufgabe, ein psychologisches Problem bis zu seiner Lösung konsequent durchzuführen, gescheitert.

Wie das Einfachste und Nächstliegende seltsamerweise immer am spätesten gefunden wird, so war es auch, wenn man die anachronistische Bezeichnung erlauben will, ein „Ei des Kolumbus," als Wernher der Gärtner daranging, zu schildern, was er „mit eignen Augen" sah. Er ahnte wohl kaum, daß er damit zum Urquell aller Poesie zurückkehrte; wenigstens giebt es für das goldene Wort, das bis zum Überdruß verständnislos citiert wird, mit welchem aber Goethe einer ewig gültigen Regel einen ewig gültigen Ausdruck verliehen hat, für das Wort: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben..... Und wo ihr's packt, da ist's interessant," keine schlagendere Bestätigung als den Meier Helmbrecht. Während die anderen Dichter der Zeit ihre Kraft an Stoffen vergeudeten, welche dem Kreis ihrer Anschauung möglichst entrückt waren oder überhaupt keinen realen Boden hatten, griff der wackere Wernher eine Geschichte aus seiner engsten Heimat auf; während jene durch eine überreiche Fülle seltsamer Begebenheiten zu ergötzen trachteten und sich in der Häufung immer neuer, unerwarteter Thatsachen nicht genug thun konnten, beschränkte sich Wernher darauf, die einfache Handlung seines Gedichtes auf den notwendigen Untergang eines verblendeten jungen Thoren, oder tiefer gefaßt, auf den Kontrast zweier Weltanschauungen zu basieren, zwischen denen es eine Verständigung und Versöhnung niemals gegeben hat und niemals geben wird.

Ob es ein bewußtlos künstlerisches Wollen gewesen, daß er diesen Kontrast in Vater und Sohn verkörperte und dadurch zu erschütternder Tragik erhob? Wohl schwerlich. Denn es ist so gut wie zweifellos, daß das Gedicht in allen Grundzügen auf einer wirklichen Begebenheit beruht. Aber wenn es schon auf den ersten Blick einleuchtet, daß der Dichter diesen gegebenen Stoff mit voller Freiheit der Phantasie gestaltete

und ausschmückte, so läßt sich bei näherer Prüfung der Komposition leicht erkennen, daß gerade dieses Gegenüberrücken der schroffen Extreme, diese grelle Hervorhebung des bewegenden Konfliktes das eigenste Werk des Dichters ist. Es ist eine außergewöhnlich schiefe Ansicht E. Schröders, wenn er gegen den Beweis, daß dem Helmbrecht ein wahres Ereignis zu Grunde liege, den Einwand erhebt, dadurch werde der Dichter „zum bloßen Referenten einer historischen Thatsache" erniedrigt.[1] Läßt sich doch der frei schaffende Geist nicht allein in der Wahl des Stoffes erkennen, sondern auch in der Vollkommenheit, mit welcher er die im Stoffe verborgene Idee herausarbeitet und durch sie alles scheinbar Unzusammenhängende und Auseinanderstrebende zu organischer Einheit verknüpft. Daß dies Wernher dem Gärtner in seltenem Maße gelungen ist, wird niemand bestreiten können, der das Gedicht daraufhin mit unbefangenen Augen überblickt.

Schon die Exposition zeugt von künstlerischem Scharfblick. Statt uns in trockener Weise zu berichten, der junge Helmbrecht sei ein eitler Geck gewesen, dem das bäuerliche Heim der Eltern nach und nach zu schlecht geworden, hält sich Wernher mit fast übergroßer Breite dabei auf, uns die schönen Kleider des Bauernsohns zu schildern und die Mühe und Aufopferung, mit der ihm die Mutter dieselben verschafft. Ganz von selbst bekommen wir dadurch einen tiefen Einblick in die bedenkliche Pädagogik dieser schwachen Frau, die auf ihren schmucken Sohn eitel ist und ihm von jeher alle Wünsche erfüllt hat, und noch lebhafter tritt dieser Sohn vor uns hin, der um jeden Preis vornehmer scheinen will als seine Standesgenossen und immer hochmütiger wird, je mehr er sich durch sein aufgeputztes Äußere dazu berechtigt glaubt. Eine kleine Lücke der Motivierung ist es freilich, wenn wir hier noch gar nicht erfahren, wie sich der energische Vater zu dieser Erziehungsmethode verhalten hat. Er bedauert zwar später seine Milde; aber wie wir ihn im Laufe des Gedichtes kennen lernen, muß es uns wundern, daß wir nicht schon früher dem immer steigenden Prunk des Sohnes gegenüber seinen Einspruch oder wenigstens sein Mahnwort vernehmen. Von dem Augenblick jedoch, wo der alte Helmbrecht in die Handlung eingreift, ist er eine so in sich abgeschlossene, leibhaftige und glaubwürdige Gestalt, wie sie nur einem echten Dichter gelingen kann. Der hochnäsige Sohn hat es bald satt, sich nur

[1] Pfeiffers „Germania." Bd. X., S. 456.

Erziehungsproblem!

von den Bauern beneiden und von den Dorfschönen begünstigen zu lassen; es verlangt ihn nach einem größeren Felde seiner Thaten. Das Raubrittertum steht in Blüte, und das Leben dieser wüsten und niederträchtigen Gesellen, die sich in jener Zeit durch den Nachglanz des edleren Rittertums noch eine Art poetischer Folie zu geben wissen, übt auf den jungen Helmbrecht eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Ihm kommt es vor allem darauf an, zu imponieren, und dies scheint ihm der sicherste Weg zu diesem Ziel; nebenbei lockt ihn der mühelose und reichliche Unterhalt, und nicht am wenigsten treibt ihn die Überzeugung, daß in der That ein so feingekleideter und wohlfrisierter Mensch wie er zum Bauern zu gut und offenbar zu Höherem bestimmt sei. So tritt er denn vor den Vater hin und erbittet sich von ihm ein Pferd, da er ihm nicht länger den Pflug führen wolle und fest entschlossen sei, ein Ritter zu werden. Hier stehen sich zum erstenmal Vater und Sohn gegenüber, und während der Sohn in dieser entscheidenden Unterredung keine besseren Argumente hat als sein angeschwollenes Selbstbewußtsein und die immer trotzigere Wiederholung seines Entschlusses, spricht der Vater ihm mit Worten schlichter Lebensweisheit und grundtüchtiger Gesinnung ins Gewissen und entfaltet, ebensosehr hingerissen von seinem Zweck wie von seinem Gegenstand, eine immer reichere, immer rührendere Beredtsamkeit. Dieser lange Dialog wird nur einmal unterbrochen. Der Vater giebt dem ungestümen Verlangen des Sohnes nach und kauft ihm den Hengst, so schwer ihm auch das Opfer wird. Jetzt fehlt dem jungen Helmbrecht nichts mehr zu seinem angemaßten Rittertum, und das erste, was er thut, ist natürlich, daß er den Seinigen durch unglaubliche Prahlerei zu imponieren sucht. Aber der Vater läßt sich keinen Augenblick von seinem klaren Urteil abbringen. Noch einmal hält er dem Sohne, den er zärtlich liebt, mit beweglichen Worten vor, wie viel er zu verlieren, wie wenig er zu gewinnen hat, stellt ihm in lebendigen Bildern das Leben des Redlichen und das des Frevlers gegenüber und teilt ihm endlich, da Vernunftgründe nicht verfangen wollen, vier warnende Träume mit, welche das Schicksal, das auf den Übermütigen harrt, schreckhaft symbolisieren. Aus diesen eindringlichen Mahnungen vernimmt man nicht nur die tief sittliche Natur des alten Bauern, sondern ganz deutlich auch die edle Entrüstung des satirisch angelegten Dichters, der seine gesunkene Zeit in einen wenig schmeichelhaften Spiegel blicken läßt. Der Vater erreicht seinen Zweck nicht; allen Bitten, Vorstellungen und Warnungen

taub, reitet der Sohn von dannen. Es verrät nun abermals das künstlerische Feingefühl des Dichters, wenn er über das abenteuernde Herumstreifen Helmbrechts und sein jetzt beginnendes wüstes Räuberleben mit wenigen Versen rasch hinweggeht. Schon durch diese wohlberechnete Kürze zeigt er seine achtungswerte Unabhängigkeit von dem herrschenden Geschmack, welcher hier ohne Zweifel eine Reihe von breit ausgemalten Abenteuern verlangte. Wir erfahren von der Carriere, die der angehende Raubritter macht, nur was zur Entwicklung des Charakters notwendig ist, nicht mehr, nicht weniger. Helmbrecht kommt bei den sauberen Gesellen, denen er es bald an Frechheit und Rücksichtslosigkeit zuvorthut, schnell zu Ansehn und Würden. Endlich verspürt er Sehnsucht nach seiner Familie. Wir werden indessen bald darüber aufgeklärt, daß dieser plötzliche Trieb bei ihm nicht einem warmherzigen Heimweh entspringt, sondern seiner begründeten Hoffnung, den Eltern und Landsleuten mehr als je imponieren zu können. Diese Sucht, um jeden Preis zu imponieren, ist ersichtlich der tragikomische Grundzug, auf welchen sich fast alle Handlungen des Helden zurückführen lassen.

Die Ankunft Helmbrechts in der Heimat, sein Benehmen beim Eintritt ins Elternhaus und der Empfang, der ihm hier bereitet wird, dies ist ein Meisterstück lebendiger, anschaulicher, dramatischer Schilderung und an Feinheit der Charakteristik wohl die bewunderungswürdigste Stelle des Gedichtes. Er läßt sich nicht wie der heimgekehrte Sohn des Hauses, sondern wie ein vornehmer Gast bewillkommnen und antwortet der Schwester und den Eltern auf ihren herzlichen Gruß in fremden Sprachen. Er parliert nach einander Flämisch, Lateinisch, Französisch und Böhmisch. Man bemerkt auch hier, daß die bedauerliche Schwäche der Deutschen, Ausländisches ohne weiteres für feiner zu halten als das Heimische, sehr alten Datums ist. Die erschreckten Eltern, die er noch obendrein mit unwirschen Worten anfährt, glauben ernstlich, daß sie, von der Ähnlichkeit verleitet, einen Fremden als ihren Sohn begrüßt haben. Erst als der Vater den vornehmen Herrn, der ihn nichts angeht, barsch von der Thüre weist, sieht Helmbrecht ein, daß es hohe Zeit ist, sich zu erkennen zu geben, und erst nachdem er die Namen von seines Vaters Ochsen genannt und damit ein untrügliches Zeichen seiner Identität gegeben,[1]

[1] Man wird durch dies uralte epische Motiv unwillkürlich an die Wiedererkennungsscene zwischen Odysseus und Penelope erinnert.

öffnet ihm der Alte freudig die Thür, und so groß ist noch immer seine Liebe zu dem mißratenen Sohn, daß er zur Feier des Empfangs die festlichsten Veranstaltungen trifft. Auch Mutter und Schwester sind geschäftig, dem verwöhnten Burschen zu erfüllen, was sie ihm nur an den Augen absehen können. Das Gespräch, das sich nach reichlicher Mahlzeit zwischen Vater und Sohn entspinnt, verscheucht jedoch rasch das friedliche Einvernehmen. Die Klagen über den Verfall des Rittertums und der guten Sitte, welche seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts ein ständiges Motiv der Lyrik und Didaktik bilden, kommen hier zu um so nachdrücklicherem Ausdruck, als sich aus den Schilderungen des Vaters und des Sohnes der traurige Unterschied zwischen dem Einst und dem Jetzt ganz von selbst ergiebt. Die ideale Wärme verklärter Erinnerung durchdringt die Worte, mit denen der Alte die Eindrücke seiner Jugend beschreibt und den ganzen Zauber der fröhlichen Turniere und des keuschen Minnedienstes heraufbeschwört. Mit um so drückenderer Empfindung erkennen wir aus der Erzählung Helmbrechts, wie all dies Gute längst in trostloser, unaufhaltsamer Verwesung begriffen ist. — Schon nach einer Woche fühlt sich der junge Held von neuem Thatendurst durchdrungen, zumal die heimische Küche sich nicht auf der Höhe zu halten vermocht hat, die der Empfangsabend uns achten lernen ließ. Zum letztenmal bittet ihn der Vater mit sanften, liebevollen Worten, zu bleiben, aber er läßt sich nicht rühren und fängt sogleich wieder ganz erschrecklich zu bramarbasieren an. Man muß wohl beachten, daß von diesem Augenblick eine Wandlung in dem Vater vorgeht, die seine spätere Härte langsam vorbereitet. Was er von jetzt an zu dem Sohne spricht, hat nicht mehr den zärtlich besorglichen, sondern einen kalt ironischen Ton. Er erkundigt sich nach Helmbrechts Spießgesellen und dessen eigenem Ritternamen, und als der verblendete Sohn ein ruhmrediges Verzeichnis seiner Schandthaten entwirft, droht er mit der gerechten Strafe, der die schlimme Gesellschaft nicht entrinnen werde. Dieser veränderte Ton ist Helmbrecht keineswegs entgangen; auch er zieht nun andere Saiten auf, erklärt es für eine besondere Vergünstigung, daß er bisher der Eltern Hab und Gut vor seinen Genossen geschützt, eine Vergünstigung, die er ihnen nicht länger gewähren könne, und rückt mit der Eröffnung heraus, er habe vorgehabt, seine Schwester einem Freunde zur Frau zu geben, und dies Glück habe der Vater durch seine losen Reden verwirkt. Aber mit dieser letzten Drohung ist es ihm nicht ernst. Heimlich

weiß er der Schwester Gotelinde das Leben, das an der Seite seines Freundes Lämmerschling ihrer harre, mit so glänzenden Farben auszumalen, daß das einfältige Mädchen sich nun auch ihrer Eltern zu schämen beginnt und bereit ist, ihrem Bruder zu dem edlen Freier zu folgen. Der unheilvolle Einfluß Helmbrechts konnte nicht drastischer geschildert werden, als in den Worten, mit welchen Gotelinde diesem Entschluß Ausdruck giebt. Sie scheut sich sogar nicht, dem belehrenden Beispiel des Bruders folgend, die Ehre ihrer Mutter anzutasten, um dadurch ihre Berechtigung zu einer so guten Partie zu erweisen. Nachdem die Flucht fest verabredet ist, reitet Helmbrecht fort. Nur von der Mutter nimmt er Abschied; den Vater ignoriert er vollständig; auch dies ist ein Zug, der offenbar mitwirken soll, um die spätere Handlungsweise des Vaters zu motivieren. Helmbrechts Gesellen bereiten durch einen neuen Raubzug die Hochzeitfeier vor, und nachdem alle Zurüstungen getroffen, wird ein Bote zu Gotelinde gesandt, mit dem sie zum Bruder und zum Bräutigam entflieht. Hier ist wieder eine kleine Lücke. Der Eindruck, den das Entweichen der Tochter auf den Vater macht, ist mit keinem Worte angedeutet, und doch ist dies gerade das schlimmste Leid, das ihm der Sohn zufügt, dies gerade der Augenblick, wo sein Groll sich zu unversöhnlichem und unerbittlichem Hasse steigert. Vielleicht glaubte der Dichter jedoch der Phantasie seiner Hörer, welche beweglicher und aufmerksamer war als diejenige eines modernen Publikums, die selbstverständliche Ergänzung zumuten zu dürfen. Umsomehr, als er sich scheuen mochte, die Wirkung des tragischen Höhepunktes durch ein Vorweggreifen abzuschwächen.

Die Einholung Gotelindens, die Trauung und der Hochzeitschmaus, lauter sehr lebendige Genrebilder, lassen den Helden für kurze Zeit im Hintergrund stehen. Während des Mahles tritt die Katastrophe ein. Der Richter und seine Häscher überrumpeln die sorglose Hochzeitgesellschaft und nehmen die Räuber ohne Mühe gefangen. Das schreckliche Schicksal Gotelindens, die schon bald nach der Trauung von schlimmen Ahnungen, von Angst und Reue gepeinigt worden, wird nur mit wenigen Versen angedeutet. Ohne Aufenthalt wendet sich der Dichter der Hauptperson wieder zu. Helmbrechts neun Spießgesellen werden gehängt, er selbst als der Zehnte nach altem Brauch begnadigt. Doch wird er geblendet, und eine Hand und ein Fuß werden ihm abgeschlagen. So kehrt er in das Vaterhaus zurück, dem er im Übermut den

Rücken gekehrt. Tief erschütternd ist die eisige Ironie, mit welcher der alte Helmbrecht den verlorenen Sohn empfängt. Er begrüßt ihn mit denselben fremden Brocken, mit denen der eitle Bursch dereinst bei seiner Heimkehr ihm hatte imponieren wollen, und weist ihm mit zornigen Worten, aus denen eine tiefe, sein ganzes Wesen durchbebende Entrüstung hervorklingt, die Thür. Dem Flehen des Blinden bleibt er ebenso verschlossen, wie dieser einst seinen Bitten und Mahnungen, und wenn ihm auch fast das Herz darüber bricht, es scheint eine elementare Gewalt über ihn gekommen, die ihn zwingt, den Frevler dem Geschick zu überlassen, das er sich selbst bereitet hat. Er, der so liebevoll und besorgt gewesen, scheint jetzt nichts mehr zu sein, als der rächende Arm der Nemesis, die keine Gnade kennt für den Schuldigen. Wir sahen, daß es der Dichter sich angelegen sein ließ, diese furchtbare Härte motivierend vorzubereiten, und wenn die Scene trotzdem auf unser verfeinertes Empfinden abstoßend wirkt, so fühlen wir doch, daß es nicht anders kommen konnte, kommen durfte, und erkennen den Gang des unaufhaltsamen, gerechten Schicksals, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.“ Mit dieser ergreifenden Scene hat die Geschichte ihren eigentlichen Schluß erreicht. Es ist nur noch ein schwacher Nachklang, wenn wir erfahren, daß der Verstoßene nach jammervollem Umherirren von denselben Bauern aufgehängt wird, an denen er einst seine Freveltaten verübt.

Ich habe mich bemüht, in dieser Inhaltsübersicht die fein durchdachte und streng zu Ende geführte Charakterentwicklung der beiden Hauptfiguren Schritt für Schritt zu verfolgen. Nicht weniger Bewunderung verdient der ungekünstelte Humor, der in allen Schattierungen vom harmlosen Scherz bis zu beißendem Sarkasmus das Gedicht belebt. Es sind manche Stellen desselben gründlich mißverstanden worden, weil man sich über ihre humoristische Natur nicht klar wurde. Wenn der Dichter z. B. sich mehrfach beklagt, daß es ihm nie so gut gehen werde wie dem Helmbrecht, so ist das ebenso scherzhaft gemeint, als wenn er sich in allerlei Bekräftigungen der buchstäblichen Wahrheit seiner Erzählung gefällt. Da er sich besonders dann als treuen Berichterstatter hinzustellen liebt, wenn es sich um etwas ganz Nebensächliches handelt, um irgend eine für den Gang der Handlung gleichgültige Äußerlichkeit, so darf man hierin wohl die satirische Absicht vermuten, die ewigen Wahrheitsbeteuerungen der höfischen Dichter zu parodieren. Denn die letzteren mußten

vor einem Hörerkreis, welcher ohne Ausnahme das Epos als Geschichtsquelle betrachtete, den Schein der Glaubwürdigkeit auf das Ängstlichste wahren. Auch in den Versen, in welchen Wernher über die Fahrt Helmbrechts mit der Entschuldigung kurz hinweggeht, daß er zu genauer Erzählung drei Tage oder gar eine Woche brauche, erblicke ich eine satirische Anspielung auf die immer breiter und weitschweifiger werdenden Rittergedichte. Nicht minder findet sich in den Reden des Vaters wie des Sohnes mancher polemische oder humoristische Zug, der uns die heitere Unbefangenheit ahnen läßt, mit welcher der Dichter auf die Schwächen und Thorheiten seiner Zeit herabblickte. Im übrigen tritt er mit seinen eigenen Ansichten als echter Epiker fast ganz hinter seine Gestalten zurück und läßt sich nur an wenigen Stellen verleiten, die Erzählung durch moralische Betrachtungen zu unterbrechen. Dies ist, zumal bei einem solchen Stoff, eine weise Enthaltsamkeit, die man ihm doppelt hoch anschlagen muß, wenn man die salbungsvolle Geschwätzigkeit gleichzeitiger Dichter dagegen hält.

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß ein Werk der älteren Litteratur, welches mit so ungewöhnlicher Kraft der Beobachtung und so frischer Erfassung des Nächstliegenden das Leben der unmittelbaren Gegenwart festzuhalten verstand, außer seinen ästhetischen Vorzügen auch großen kulturhistorischen Wert besitzt. In der That ist der Helmbrecht eine der ausführlichsten und, was schwerer wiegt, eine der zuverlässigsten Quellen für das deutsche Dorfleben im dreizehnten Jahrhundert. Nicht allein die behagliche Gewissenhaftigkeit, mit welcher Wernher bei aller Gedrungenheit seiner Dichtung das Zuständliche beschreibt, sondern weit mehr noch die Unparteilichkeit, mit welcher er das Gesunde und das Krankhafte abzuwägen und zu unterscheiden bemüht ist, läßt sein Zeugnis gewichtiger erscheinen als dasjenige anderer gleichzeitiger Dichter. Neidhart von Reuenthal, der Begründer und talentvollste Vertreter der höfischen Dorflyrik ist nur selten frei von einer ganz ausgesprochenen Tendenz. Er blickt von der stolzen Höhe seines Rittertums auf die Bauern herab und sucht sie als plump und roh, als verächtlich oder doch als lächerlich darzustellen. Die Helmbrechte und die Gotelinden trifft man in seinen Liedern freilich in zahlreichen Exemplaren; aber vergeblich wird man sich darin nach einer Gestalt umsehen, die dem alten Meier Helmbrecht entspräche. Und überdies vermag ja die Lyrik schon ihrer Natur nach nur Stimmungs-

bilder zu geben oder einzelne Situationen lebhaft zu veranschaulichen; mehr hat auch Neidhart nicht gewollt.

Trotzdem ist es von allen Vorgängern Wernhers gerade dieser Dichter, welcher ihn am meisten beeinflußt und vielleicht geradezu angeregt hat, einen derartigen Stoff zu behandeln. Das ist nicht allein aus den dankbar verehrenden Worten zu erkennen, mit denen Wernher seiner gedenkt und ihm das eigene Können bescheiden unterordnet. Wenngleich C. Schröders Vermutung, daß diese Erwähnung auf ein persönliches Verhältnis beiden Dichter hindeute, ziemlich in der Luft steht, so läßt sich aus der Stelle doch mit Sicherheit schließen, daß Wernher Neidharts Lieder gründlich gekannt hat. Und nicht nur aus dieser Stelle. Man braucht nur wenige Gedichte Neidharts zu lesen, um zahlreiche Analogien zu entdecken. Da sind dieselben eitlen Bauernburschen, die mit dem Ritterstand liebäugeln, dieselben leichtsinnigen Dirnen, die es für eine Ehre halten, durch einen edlen Herrn ihrer Ehre beraubt zu werden. Außerdem hat Schröder mit Recht noch ganz besonders auf ein paar Strophen Neidharts hingewiesen, die so auffallende Anklänge an unser Gedicht zeigen, daß eine zufällige Übereinstimmung kaum denkbar ist. Diese Strophen,[1] die sich auf einen jungen Bauern Namens Hildemar beziehen, lauten in neudeutschem Gewande folgendermaßen:

Eine Haube trägt er stets, welche wohlversehn mit Schnüren
Und mit seidnen Vöglein rings besät;
Manches Händlein mußte da fleißig seine Finger rühren,
Glaubt mir, bis sie fertig war genäht;
Der erwirbt sich meinen Fluch,
Der die Haube machte,
Der die Seide samt dem Tuch
Her aus Frankreich brachte.

Habt ihr nie gesehn, wie lang seine Locken niederwallten
Und das Kinn umrahmten dicht und reich?
Wenn er schläft, so werden sie von der Haube festgehalten
Und sind prächtig blond und seidenweich.
Durch die Schnüre werden kraus
Seines Haares Strähne;
Aber fällt es frei heraus,
Scheint es eine Mähne.

[1] Ausgabe von Haupt, 85,6—86,30. — Bartsch, Deutsche Liederdicht., XXV, 672—735.

Überheben möcht' er sich und gesellen edlen Herren,
Die bei Hof gelebt von Jugend schon;
Doch gar unsanft wird man ihm einst vom Kopf die Haube
Und die Vöglein flattern schnell davon. [zerren,
Solcher Preis für solches Ziel
Darf euch nicht erbosen;
Auf dem Marchfeld sind noch viel
Dieser Zügellosen.

In diesen Strophen ist nicht viel weniger als die gesamte Exposition des Helmbrecht wiederzufinden: ein junger hübscher Bauernbursch, der eine besonders kunstvolle und kostbare Haube und außergewöhnlich schönes blondes Haar hat, der infolge dessen übermütig wird und sich nach ritterlichem Leben sehnt. Auch das schlimme Ende wird angedeutet, und wenn dabei hervorgehoben wird, daß man dem thörichten Gecken die Haube vom Kopf reißen und daß die darauf gestickten Vögel davonflattern werden, so erinnert dieser Zug durch beinah wörtliche Gleichheit an den Schluß unseres Gedichtes (V. 1880 ff.). Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß gerade diese drei Strophen Wernher den Gärtner auf den Gedanken brachten, ein tragisches Geschehnis, welches sich vor seinen Augen ereignet hatte, in dem von Neidhart skizzierten Sinne auszugestalten. Denn daß in der That der Meier Helmbrecht der vollen Wortbedeutung nach eine wahre Geschichte ist, daran kann nach den Ergebnissen der Forschung nicht gut gezweifelt werden. Zu diesen Ergebnissen ist man freilich sehr allmählich und auf weiten Umwegen gelangt.

Es sind naturgemäß drei Fragen, welche den hauptsächlichsten Gegenstand der Untersuchung bilden mußten, die Frage nach der Datierung des Gedichtes, die Frage nach seinem Schauplatz und die Frage nach der Persönlichkeit des Dichters.

Die erste Frage ist die einfachste. Wernher selbst giebt uns für die Zeitbestimmung einen sicheren Anhaltspunkt, wenn er Neidharts als eines Verstorbenen gedenkt (V. 217). Da sich Neidharts Spur erst nach 1236 verliert (genauer ist das Todesjahr nicht festzustellen), so kann das Gedicht v o r diesem Jahre nicht entstanden sein. Daß es nicht n a c h dem Jahre 1250 abgefaßt sei, ist eine Behauptung, die man gemäß dem Vorgange Moritz Haupts in allen Litteraturgeschichten findet, die aber trotzdem auf sehr schwachen Füßen steht. Haupt hat diesen terminus ad quem aus V. 411 gefolgert, wo Helmbrecht prahlerisch versichert, selbst der Kaiser könne froh sein, wenn

er ihn in Frieden lasse, nicht minder der Herzog. Daraus soll nun hervorgehen, daß das Gedicht vor dem Tode Kaiser Friedrichs II. geschrieben sein muß. Und doch denkt Helmbrecht gewiß ebensowenig bei dem Kaiser wie bei dem Herzog an eine bestimmte Persönlichkeit, sondern er will nur sagen, daß er sogar den Höchstgestellten Furcht einzujagen fähig sei. Viel einleuchtender ist es, wenn Pannier im Vorwort zu seiner Übersetzung des Helmbrecht dafür, daß das Gedicht kurz nach 1236 entstand, die Erwähnung Neidharts als eines noch in frischem Andenken stehenden Mannes geltend macht. Allerdings lassen die Worte „wäre Herr Neidhart noch am Leben," kaum glauben, daß von einem vor langen Jahren Verstorbenen die Rede ist, und aus diesem Grunde darf man doch wohl annehmen, das Gedicht falle noch in die erste Hälfte des Jahrhunderts.

Viel verwickelter ist die Frage nach dem Schauplatz und nach der Heimat des Gedichtes. An den hier entstehenden Schwierigkeiten trägt zunächst die handschriftliche Überlieferung die Schuld. Der Helmbrecht ist uns in nur zwei Handschriften erhalten, und zwar erstens in der berühmten Ambraser Handschrift, welche sich jetzt in Wien befindet, zweitens als Anhang einer Berliner Titurel-Handschrift. Da diese dem fünfzehnten, jene erst dem sechzehnten Jahrhundert angehört, so ist die Überlieferung eine so späte, daß man von vornherein keiner von beiden den unbedingten Vorzug geben kann. Die Ambraser Handschrift hat jedoch, obwohl sie die jüngere ist, an vielen Stellen den besseren Text. Aber gerade in den beiden Versen, die für die Ortsbestimmung des Gedichtes entscheidend sind, weichen die Lesarten in höchst auffälliger Art von einander ab. Die Ambraser Handschrift (von Haupt mit a bezeichnet) liest V. 192, daß kein Bauer ein kostbareres Wams getragen zwischen Hohenstein und Haldenberg, und erwähnt V. 897 das Wasser des Brunnens von Wanghausen als das beste in der weiteren Umgegend, während die Berliner Handschrift (von Haupt mit b bezeichnet) den Helmbrecht das kostbare Wams zwischen Wels und dem Traunberg tragen läßt und den vortrefflichen Brunnen nach Leubenbach verlegt. Welche von beiden Ortsangaben ist hier die ursprüngliche? Da die meisten Forscher der Handschrift a als derjenigen, die den besseren Text hat, den größeren Glauben schenkten, so behielten sie auch deren Ortsnamen bei, fanden jedoch erhebliche Schwierigkeiten, als sie darangingen, diese Namen nachzuweisen. Sie halfen sich, so gut sie konnten.

Allerdings giebt es nur ein einziges Wanghausen, und zwar an der Salzach, sechs Meilen nördlich von Salzburg,. Aber Hohenstein und Haldenberg waren in passender Lage nicht zu finden. Lachmann begnügte sich damit, daß er statt Haldenberg Hakenberg, einen Ort an der mährischen Grenze, vermutete und unter Hohenstein eine niederösterreichische Burg dieses Namens verstand. Karajan und Haupt fanden dagegen Haldenberg am Lech zwischen Lichtenberg und Landsberg, und Hohenstein an der Pegnitz, nordöstlich von Nürnberg. Diese Annahmen litten jedoch, eine wie die andere, an der inneren Unwahrscheinlichkeit, daß Wernher ein so weites Gebiet durch so wenig bekannte Namen begrenzt haben sollte. Man mußte im Gegenteil erwarten, die betreffenden Orte verhältnismäßig nahe beisammen zu finden. Pfeiffer verwarf deshalb nicht nur die bisherigen Erklärungen, sondern damit zugleich auch die Namen der Handschrift a. Diejenigen von b hatten allerdings den Vorteil, ein ziemlich kleines Territorium scharf zu umgrenzen. Von Wels bis zum Traunberg, der jetzt Traunstein heißt und am östlichen Ufer des Gmundner Sees aufsteigt, sind nur wenige Stunden; Leubenbach, das heutige Leonbach, ist von Wels nur eine Stunde entfernt. Die Heimat des Gedichtes war durch diese Annahme von Bayern nach Österreich verlegt. So einleuchtend sie an und für sich schien. so konnte doch Pfeiffer nicht erklären, wie ein Schreiber darauf kam, klare und bekannte Namen durch unklare und unbekannte zu ersetzen, während der umgekehrte Vorgang durch massenhafte Beispiele belegt ist.

Das Verdienst, den endgültigen Nachweis der Heimat des Gedichtes geführt und damit die Frage auf eine unerwartet einfache Art gelöst zu haben, gebührt Friedrich Keinz. Gestützt auf die Entdeckung eines Helmbrechtshofes durch Muffat und auf die gründliche Ortskenntnis des Pfarrers Saxeneder in Uiberackern (jetzt in Neukirchen), unternahm es Keinz, die Gegend östlich von Wanghausen als den mutmaßlichen Schauplatz des „Helmbrecht“ genau zu durchforschen. Die Resultate seiner Untersuchung[1] waren so überraschend günstige, daß sie heute als feststehend und allgemein an-

[1] Vgl. Fr. Keinz, Meier Helmbrecht und seine Heimat. München 1865. Zweite umgearbeitete Aufl., Leipzig 1887. — Keinz, Nachträge zum Meier Helmbrecht. Sitzungsberichte der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften, München 1865. I. — Keinz, Zur Helmbrecht-Kritik in Pfeiffers Germania. München 1866.

genommen betrachtet werden können. Es genügt, dieselben hier kurz zusammenzufassen. Auf einem Ausflug, den ich selbst in die Gegend unternahm, konnte ich noch einige weitere, in den Schriften von Keinz nicht enthaltene Notizen sammeln, welche seine Annahme aufs neue bestätigen. Allerdings muß man jetzt die Mitteilungen, die man von Bewohnern dieser Gegend erhält, doppelt vorsichtig prüfen. Denn in den zwanzig Jahren, welche seit Erscheinen der Keinzschen Arbeiten verflossen sind, ist das Gedicht selbst oder doch dessen Inhalt dort allgemein bekannt geworden, und man muß deshalb sorgfältig unterscheiden, was ursprüngliche Volkstradition ist, und was von den wissenschaftlichen Untersuchungen rückwirkend sich erst neuerdings wieder verbreitet hat.

Ungefähr anderthalb Stunden östlich von dem oberösterreichischen Dorf Wanghausen, das gegenüber dem alten bayrischen Städtchen Burghausen an der unteren Salzach gelegen ist, befindet sich der Bauernhof „Lenzengut zu Reit." Dieser Hof war älteren Leuten vor zwei Jahrzehnten noch unter dem Namen Helmbrechtshof bekannt. Als solcher ist er bereits durch eine Urkunde aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, also nicht ganz hundert Jahre nach Entstehung des Gedichtes, belegt. Ganz in der Nähe liegt das Dorf Gilgenberg. Eine Stunde südöstlich von dem Dorfe erhebt sich ein Berg, der noch heute den Namen Hohenstein trägt. Eine halbe Stunde nördlich liegt der höchste Punkt der Gegend, der langgestreckte und weithin das Land beherrschende Adenberg. Dies ist sein amtlicher Name; in der bayrischen Mundart wird er jedoch als Ajdenberg und speziell an seinem nördlichen, gegen das ehemalige Kloster Ranshofen hin sich senkenden Abhang als Aldenberg bezeichnet. Eine sprachgeschichtliche Erklärung für den Ausfall des H giebt es freilich nicht; aber ein Schreibfehler ist bei der Willkür, mit welcher mittelalterliche Schreiber den Text überhaupt und besonders ihnen unbekannte Eigennamen behandelten, durchaus wahrscheinlich. Der Lage des Helmbrechtshofes nach trug also der junge Held seine kostbaren Kleider buchstäblich „zwischen Hohenstein und Aldenberg." Wie mir Herr Pfarrer Saxeneder gütigst mitteilt, hat ein sogenanntes Zehentbuch aus dem Jahr 1773 folgende Aufschrift: „Über Die vier Zöchen in Neukirchen Nebst deren in Handenberger Pfarr entlegenen Zehendunderthanen den Winter et Sommer Zehend betreffend." Ist dieses „Handenberg", wie Saxeneder annimmt, wirklich mit unserem

Haldenberg oder Aldenberg identisch, so wäre damit die ursprüngliche Existenz des vermißten H nachgewiesen.

Zur Lage des Helmbrechtshofes paßt die Erwähnung von Wanghausen, dessen Brunnen zum Wasserholen zu weit sei, vortrefflich. Der Wanghauser Brunnen ist heute noch bei der Bevölkerung unter dem Namen „das goldene Brünnlein" wegen seines ausgezeichneten Wassers berühmt, und merkwürdigerweise wird zwischen dem (heute versiegten) Quell beim Helmbrechtshof und dem Wanghauser trinkbares Wasser nicht gefunden.

Noch ein anderer wichtiger Ortsnachweis ist Keinz gelungen. Der V. 1426 f. erwähnte „schmale Steg an der Kienleite" ist noch heute vorhanden. Nordöstlich vom Helmbrechtshof befindet sich ein mit Nadelholz (Kienholz) bestandener Abhang (Leite), über welchen ein Fußpfad nach der Hochebene führt. In der Mundart der Gegend heißt dieser Abhang „Keanlei'n," der Steg „Keansteg." Die Richtung, nach welcher Gotelinde auf diesem Steg entfliehen will, stimmt genau; denn es ist der kürzeste Weg zum Inn, an welchem im dreizehnten Jahrhundert viele Raubburgen gelegen waren. Die V. 653 erwähnte Burg, in der Helmbrecht seine rühmliche Laufbahn begann, könnte also sehr wohl ebendort zu suchen sein. Auch der große Wald, der mehrfach in dem Gedicht eine Rolle spielt, ist zur Stelle, er führt den Namen Weilhart. Der nördliche Teil desselben, der sich unmittelbar an den Helmbrechtshof anschließt, hieß jedoch noch kürzlich der Loh, ganz so wie er V. 1391 von Gotelinde bezeichnet wird.

Die Geschichte, welche dem Helmbrecht zu Grunde liegt, war zur Zeit, da Keinz seine Nachforschungen anstellte, noch alten Leuten durch mündliche Tradition bekannt, und es hängt vielleicht damit zusammen, daß man in der Gegend unter Helmel einen unbesonnenen, leichtsinnigen Burschen versteht. Endlich hat Keinz darauf aufmerksam gemacht, daß man von einer im Weilhartwald befindlichen Kapelle, der weiße Schacher genannt, im Volk erzähle, „hier habe man jenen Soldaten aufgehängt, der seinen Eltern entlaufen war, um ein lüderliches Leben führen zu können." Ich habe diese Kapelle bei meinem Ausflug in Helmbrechts Heimat selbst besucht. Sie liegt ungefähr eine Stunde vom Helmbrechtshof entfernt, mitten im Wald; ein ganz kleines Hüttchen, kaum größer als ein Schilderhaus. Nur das verwitterte gotische Kreuz auf ihrem Giebel weist auf ein höheres Alter. Dicht daneben erhebt sich eine mächtige, uralte Linde, weit und breit die einzige ihrer

Gattung. Sachverständige schätzen ihr mutmaßliches Alter auf fünfhundert Jahre; möglicherweise ist sie noch älter; es fehlt also nicht viel, daß sie in die Tage des Helmbrecht zurückreichte. Mein intelligenter Führer, der Besitzer eines ganz in der Nähe des Helmbrechtshofes gelegenen Gutes, versicherte mir, daß ihm schon in seiner frühen Jugend, also vor der Zeit der Keinzschen Nachforschungen, von seinem Vater erzählt worden, an dieser Linde sei ein „Lenzsohn" erhängt worden. Bedenkt man, daß „Lenzengut" nur die neuere Bezeichnung des Helmbrechtshofes ist, so erscheint diese Mitteilung als ein neuer, nicht unwesentlicher Beleg der Keinzschen Hypothese. — Beiläufig sei hier noch erwähnt, daß ein ungefähr in der Mitte zwischen dem weißen Schacher und dem Helmbrechtshof gelegener Ort den Namen „Schergamt" führt, also auf einen ehemaligen Sitz der Schergen oder Häscher hindeutet. Da diese in unserem Gedicht eine so wichtige Rolle spielen, so ist der Nachweis einer derartigen mittelalterlichen Polizeistation in nächster Nähe des Schauplatzes immerhin interessant, wenn auch nicht entscheidend.

Hält man noch zu all diesen Argumenten die Thatsache, daß eine beträchtliche Anzahl von Ausdrücken und Redensarten des Gedichtes, die bisher weder belegt noch erklärt werden konnten, sich in der Mundart der Gegend erhalten hat, so sind damit die Ortsangaben der Handschrift a als die echten erwiesen. Und so konnte Keinz mit Recht gegenüber Pfeiffer den bayrischen Ursprung des Gedichtes behaupten; denn das Innviertel, in welchem der Schauplatz desselben gelegen ist, gehört geographisch zu Bayern und ist erst in unserem Jahrhundert an Österreich gefallen.

Ein einziges Argument, welches Pfeiffer für seine Ansicht, das Gedicht sei österreichisch, vorgebracht hatte, könnte uns stutzig machen, und es ist daher doppelt auffällig, daß Keinz dasselbe mit gänzlichem Stillschweigen übergeht. V. 445 ff. sagt der Vater zum Sohne, indem er ihm die Vorteile der heimatlichen Lebensweise zu Gemüte führt:

datz' ôsterrîche clamirre,
ist ez jener ist ez dirre,
der tumbe und der wîse
hânt ez dâ für herren spîse.

Haupt meinte, hier sei auf einen Brauch des Nachbarlandes verwiesen, wobei man allerdings nicht begreift, warum der alte Helmbrecht seinem Sohn ein vortreffliches österreichisches Ge-

richt anpreist, wenn er gleichzeitig die Absicht hat, ihn in der bayrischen Heimat zurückzuhalten. Pfeiffer sagt deshalb, „datz' ôsterrîche“ könne keinen andern Sinn haben als „hier (bei uns) in Österreich.“ Wäre diese Auslegung unanfechtbar, so müßte man trotz aller Gegengründe an die österreichische Heimat des Helmbrecht glauben. Aber erstens ist das zweimalige dâ nicht recht verständlich, wenn nicht auf etwas Entferntes hingewiesen werden soll, und zweitens scheint mir, daß die Stelle anders zu verstehen ist, als man sie bisher verstand. Der alte Bauer will die heimische Kost in das günstigste Licht setzen und rühmt besonders die clamirre, eine Art von gefüllten Semmelschnitten, die man unter demselben Namen noch jetzt in der Gegend zu schätzen weiß. Aber was für einen Sinn gäbe es, wenn er sagen wollte: „Unsere österreicher clamirre wird allgemein für Herrenspeise (d. h. für Speise der Adeligen) gehalten,“ da er doch beabsichtigt, der vornehmen Kost, nach welcher es Helmbrecht gelüstet, die bäuerliche entgegenzustellen? Ich übersetze die Verse so: „Unsere (bayrische) clamirre (die wir Bauern täglich essen), wird dort in Österreich vom einen wie vom andern, vom Unerfahrenen wie vom Klugen für Herrenspeise gehalten.“ Wirksamer konnte der Alte seine ländliche Kost nicht loben, als indem er betonte, daß ein in seiner Heimat alltägliches Gericht im Nachbarland für eine Speise der Vornehmen gelte. Die Thatsache selbst ist ja sehr plausibel; noch heute kommen Volksgerichte in anderen Landstrichen als Delikatessen auf die Tafel der Reichen. Durch diese Erklärung ist ein wichtiger Einwand, den Keinz übersehen hat, beseitigt. Andere Einwände, mit denen E. Schröder den von Keinz festgestellten Schauplatz des Gedichtes anzuzweifeln suchte, verfangen so wenig, daß es nicht erst einer hitzigen Entgegnungsschrift von Keinz bedurft hätte, um sie zu entkräften.

Die letzte Frage, diejenige nach der Persönlichkeit des Dichters, wird mit völliger Sicherheit niemals beantwortet werden können; denn es fehlt uns überhaupt jeder Anhaltspunkt außerhalb seines Werkes, und die Andeutungen, die er in demselben giebt, sind spärlich genug. Am nächsten lag es natürlich, von Wernhers Beinamen einigen Aufschluß zu erwarten. Er nennt sich am Schluß des Gedichtes der Gartenaere. Was soll man unter dieser selbstgewählten Bezeichnung verstehen? Von der Hagen vermutete, daß Wernher aus Garda am Gardasee (deutsch Garten) stamme und mit dem Beinamen seine Herkunft angebe. Haupt warf dagegen mit Recht ein, daß des

Dichters Darstellung nichts Fremdes an sich trage und sich heimisch fühle in der Landesart, die sie schildert. Er faßte deshalb gartenaere als appellativischen Beinamen, eine Annahme, die allerdings durch zahlreiche Analogieen gestützt ist. Pfeiffer berief sich auf V. 848, wo Wernher von sich sagt, er wandere viel in der Welt herum, und glaubte deshalb, in ihm einen fahrenden Sänger erkennen zu müssen. Gartenaere leitete er von dem Zeitwort garten ab, welches nach Schmeller bedeutet: „umherwandeln, von Haus zu Haus gehen, um sich die Nahrung, Herberge und anderes zu erbetteln oder zu erzwingen." Dieser Bedeutung nach hätte sich Wernher freilich weniger als fahrenden Sänger, denn als Landstreicher und Vagabunden bezeichnet. Das seltene Zeitwort ist überdies erst im fünfzehnten Jahrhundert zu belegen, und ein davon abgeleitetes Substantiv müßte, wie Keinz begründeterweise hervorhebt, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gartenaere, sondern gartaere lauten. Auch diese Frage ist durch eine glückliche Vermutung von Keinz in ein neues Stadium gerückt worden.

Nach Keinz ist Wernher ein Pater Gärtner aus dem Augustinerkloster Ranshofen, welches kaum zwei Stunden nördlich vom Helmbrechtshofe gelegen ist. Das Dorf Gilgenberg gehörte zu diesem Stift, jedenfalls auch der Helmbrechtshof. Da der alte Helmbrecht nach seiner eigenen Aussage (V. 780 f.) an die Pfaffen Abgaben zu entrichten hatte, so ist damit seine Abhängigkeit vom Kloster Ranshofen deutlich bezeichnet. In diesem Kloster, das 1125 vom Erzbischof von Salzburg gestiftet worden war, hatte seit alter Zeit einer der Mönche die Funktion eines Gärtners. Über dessen Amtspflichten bemerkt Keinz: „Dieser Pater Gärtner hatte nicht bloß die Aufsicht über die ausgedehnten Klostergärten, sondern auch die Obliegenheit, alljährlich das ganze Gebiet des Klosters zu durchwandern und die Bauern in der Obstbaumzucht zu unterrichten." Die Verse, in welchen Wernher von seinen zahlreichen Wanderungen spricht (V. 848), finden mit dieser Thatsache zusammengehalten ihre natürlichste Erklärung. Seine ungewöhnliche Ortskenntnis, der lokale Grundton des Gedichtes, die Anschaulichkeit und Fülle der Beobachtung, welche in dem vertrauten Boden wurzelt, endlich die Versicherung, daß er die Geschichte selbst erlebt habe, alles dies macht die Hypothese von Keinz in hohem Grade wahrscheinlich. Noch ein weiterer Umstand erhöht diese Wahrscheinlichkeit. Ein Bauer Namens Joseph Lindl, der 1865, also zur Zeit der Abfassung der Keinzschen Schrift, im Alter von 86 Jahren stand, erinnerte

sich, in seiner Jugend im Kloster Ranshofen ein Buch mit schönen Bildern, das Buch von dem aus Gilgenberg stammenden „Rauberhauptmann Helm“ gesehen zu haben. Besonders war ihm noch die auffällige Kopfbedeckung des Hauptmanns gegenwärtig. Offenbar war dies Buch eine illustrierte Handschrift des Helmbrecht, die leider bei der Aufhebung des Klosters (1811) verschleudert worden sein muß. In einem noch jetzt gesungenen Schnaderhüpfel dieser Gegend spielt ein „Gartner Pfaff“ eine Rolle, Beweis genug, daß die Patres Gärtner von Ranshofen populäre Persönlichkeiten waren. Alles spricht demnach dafür, daß Wernher ein Mönch des Ranshofener Klosters war und dort eine alle Gemüter bewegende Geschichte in unmittelbarer Nähe ihres Schauplatzes zu seiner poetischen Erzählung verarbeitete. Ganz im Gegensatz zu dem Geschmack unserer Tage, der stets nach dem Neuen und Unerhörten verlangt, dürstete die alte Zeit vor allem nach dichterischer Gestaltung des Nächstliegenden und Wohlbekannten. Lebten doch die Sagen, die unseren großen Epen den Stoff gaben, in aller Munde und galten für ebenso unmittelbare Wahrheit wie die Geschichte von Helmbrecht, die sich erst kurz vorher vor den Augen derselben Hörer ereignet hatte, auf die Wernher wohl ganz besonders rechnete.

E. Schröder hat auch diese Vermutung von Keinz anzufechten versucht, aber ebenfalls mit geringem Erfolg. Wenn er sagt, ein Mönch, der Bauern in der Küchengärtnerei unterrichte, habe nicht nötig, über schlechte Aufnahme zu klagen (V. 849 f.), so verkennt er gründlich den Sinn einer Stelle, wo Wernher nur die glänzende Aufnahme Helmbrechts im Vaterhaus in möglichst hellem Lichte erscheinen lassen will. Und daraus, daß in dem Gedicht ein paar heikle Verse vorkommen, beweisen zu wollen, daß der Dichter kein Mönch gewesen sein könne, heißt dem mittelalterlichen Mönchstum eine moderne Prüderie in die Schuhe schieben, die ihm völlig fremd war. Schröder ließ es bei der negativen Kritik nicht bewenden; er stellte der verworfenen Hypothese eine neue gegenüber, indem er Wernher den Gärtner mit dem österreichischen Spruchdichter Bruder Wernher identificiert. Außer der Namensgleichheit und dem Umstand, daß Bruder Wernher zu derselben Zeit wie Neidhart am Hofe Friedrichs des Streitbaren lebte, weiß er jedoch für diese Identität keine triftigen Gründe vorzubringen. Daß bei dem Dichter des Helmbrecht wie bei dem österreichischen Sänger Klagen über den Verfall der Sitten zu finden sind, beweist gar nichts; diese Klagen

sind seit Walther von der Vogelweide ein stereotypes Thema in der ganzen Poesie des dreizehnten Jahrhunderts. Auch der ernst mahnende Ton und die rigoristische Lebensanschauung sind vielen andern Dichtern der Zeit eigen; dagegen findet man von dem fein ironischen Zug, der Wernher den Gärtner kennzeichnet, beim Bruder Wernher auch nicht die Spur.

Die Ansicht von Keinz ist heute allgemein durchgedrungen, obgleich sich ein mathematischer Beweis dafür nicht erbringen läßt. Weniger wird man Keinz zustimmen können, wenn er als Argument für den geistlichen Stand des Dichters auch dessen wissenschaftliche Bildung geltend macht. Diese läßt sich zum mindesten aus seiner Dichtung nicht belegen. Über die paar fremden Brocken, die er seinem Helden in den Mund legt, konnte er sehr wohl auch ohne Fachwissen verfügen, und aus seiner Sagenkenntnis dürfen wir ebensowenig auf ein solches schließen, da sie nur Dinge umfaßt, die durch zeitgenössische Dichtungen und mündliche Tradition längst zum Allgemeingut des Volkes geworden waren. Wernher erwähnt der Reihe nach den trojanischen Krieg, die Rolandssage, die Sagen von den Söhnen der Frau Helche und der Rabenschlacht, (Dietrichsage), das Gedicht von Herzog Ernst und endlich die Artussage. Aber auch Wolfram, der ja weder lesen noch schreiben konnte, beherrscht diesen Sagenschatz mit überlegener Sicherheit. Wie dieser große Dichter besaß auch Wernher eine Gabe, die für den Künstler unendlich viel mehr bedeutet als wissenschaftliche Bildung: er besaß den gesunden, scharfen und unbefangenen Blick für alle Erscheinungen des Lebens, jenen Dichterblick, durch den Goethe von sich rühmen konnte, er sehe, wenn er die Augen nur ordentlich aufmache, alles, was überhaupt zu sehen ist. Und er besaß jene schöne Ausgeglichenheit des Gemütes, welche die Dinge still an sich vorübergleiten läßt, ohne ihrem notwendigen Gang durch eigenwilligen Eifer oder leidenschaftliches Parteinehmen vorzugreifen. Er besaß endlich jenen hohen Humor, der wohl kaum jemals ohne schwere Seelenkämpfe errungen wird, dann aber befähigt, selbst das Trübe und Tragische und allen vorworrenen Mißklang des Einzellebens durch eine freie und sonnige Weltbetrachtung zu verklären.

Es wäre von nicht geringem Interesse, wenn wir die Wirkung des Gedichtes auf die Zeitgenossen verfolgen könnten, um so mehr als dasselbe einen ganz neuen Ton angeschlagen hatte. Daß es sich niemals eine sehr weitgehende Popularität errang, ist mit Sicherheit anzunehmen, zumal in der Zeit

seines Erscheinens die Ritterromane auf dem Gipfel ihrer Beliebtheit standen und bald nachher die wüsten Jahrzehnte des Interregnums die Pflege der Poesie überhaupt auf sehr enge Kreise beschränkten. Die geringe Zahl der erhaltenen Handschriften gestattet allerdings keinen sicheren Schluß. Auch Gedichte, deren große Verbreitung im Mittelalter urkundlich zu belegen ist, sind uns nur in wenigen Handschriften überliefert oder ganz verloren gegangen. Die einzige Erwähnung des Helmbrecht in der mittelalterlichen Litteratur findet sich in Ottackers österreichischer Reimchronik (aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts).[1] Die Bauern des Abtes Heinrich von Admont weigern sich, gegen die Ungarn Kriegsdienste zu thun, und einer motiviert dies mit den Worten:

Helmbrehtes vater lêr
wil ich gerne volgen
und der knäppscheit sîn erbolgen.

(Ich werde folgsam auf die Lehre
Von Helmbrechts Vater hören
Und Knappendienst verschwören.)

Außerdem macht noch H. Lambel[2] darauf aufmerksam, daß der czechische Philosoph Stitny, der ebenfalls im vierzehnten Jahrhundert lebte, das Wort „helmbrecht“ als ein Eigenschaftswort im Sinne von „buhlerisch“ gebraucht. Ob dies auf Vertrautheit mit dem Gedichte in Böhmen hindeutet, wie Lambel meint, oder ob das Wort bereits in Deutschland geprägt wurde und in den czechischen Sprachschatz überging, ist nicht zu entscheiden.

Erst unserem Jahrhundert, dem für alle Zeiten das hohe Verdienst bleiben wird, die verschütteten Reichtümer der Vergangenheit wieder ans Licht gebracht zu haben, war es vorbehalten, auch den Helmbrecht unter all den ungeahnten Schätzen mittelalterlicher Poesie zu entdecken und zu würdigen. Aber obgleich die neuere Litteraturgeschichte den außerordentlichen Wert dieses Gedichtes einstimmig anerkannt hat, ist es in den gebildeten Kreisen der Nation bisher lange nicht so bekannt geworden als andere mittelhochdeutsche Dichtungen, auch solche, die sich mit ihm an poetischem Reiz nicht messen können. Und doch sollte es, gerade als eine der treuesten und anschaulichsten Darstellungen mittelalterlichen Lebens, ganz besonders

[1] Vgl. Zeitschr. f. deutsches Altertum, Bd. III. S. 279.
[2] Deutsche Klassiker des Mittelalters, Bd. XII. S. 130.

einer Zeit empfohlen sein, die in moderner Kulturübersättigung sich an süßlichen und verwaschenen Zerrbildern des Mittelalters berauscht. Es giebt kein schlimmeres Symptom eines angekränkelten und verirrten Geschmackes, als wenn das Nachgemachte dem Echten vorgezogen wird, und so ist es gegenüber der Talmi-Romantik, in der einige unserer Modedichter einen so ausgiebigen poetischen Steinbruch entdeckt haben, wichtig genug, auf lautere und unverfälschte Quellen zurückzuweisen. Daß jene Herren sich an dem alten Wernher ein Beispiel nehmen und gleich ihm aus dem vollen, unversiegbaren Strome des gegenwärtigen Lebens schöpfen, ist nicht zu hoffen, wohl aber, daß die aus nationaler Begeisterung hervorgeblühte Vorliebe für das deutsche Mittelalter sich allmählich von ihnen abwenden und unserer herrlichen altdeutschen Poesie zu gut kommen wird.

Freilich ist uns das Mittelhochdeutsche beinahe ein fremdes Idiom, und es ist nicht zu verlangen, daß jeder Gebildete Zeit und Lust dazu finde, poetischen Genuß durch Sprachstudien zu erkaufen. Umsomehr fällt die Frage ins Gewicht, ob es erlaubt und ratsam ist, aus der älteren Sprache in die neue zu übersetzen. Denn hier liegt der Fall ganz anders als bei Übertragungen aus fremden Sprachen. Durch eine ununterbrochene Entwickelung hängt die jetzige Gestalt der Rede mit der einstigen zusammen, und es ist daher wohl zu erwägen, ob man den ursprünglichen Charakter nicht notwendig zerstört, wenn man die spätere Entwicklungsform an Stelle der früheren setzt. Es bleibt bei diesem Unternehmen immerhin eine ähnliche Schwierigkeit zu überwinden, als wenn man sich etwa vornähme, die Ausdrucksweise eines Kindes sinngetreu durch diejenige eines Erwachsenen wiederzugeben. Unter einem ganz veränderten Gesichtswinkel sind beide Formen entstanden, und dieselben Worte, dieselben Wendungen nehmen in beiden ganz verschiedene Nuancen der Bedeutung an. Noch andere Hindernisse stellen sich in den Weg. Durch die Neubelebung der alten Sprache sind viele altertümliche Ausdrücke wieder zu allgemeiner Geltung gelangt, und besonders die moderne Poesie hat sich mit ihnen bereichert. Darf man diese in einer Übertragung beibehalten, welche die ganze übrige Gestalt der Rede erneuert? Entsteht dadurch nicht ein seltsamer Widerspruch, und trägt man so nicht einen altertümelnden Zug in die Dichtung hinein, der dem Original natürlich fremd ist? Aber auch vor dem entgegengesetzten Extrem muß man sich ängstlich hüten. Vermeidet man allen archaistischen Bei-

geschmack, so gerät man leicht in ein stilloses Modernisieren, ohne die tiefe Kluft der Jahrhunderte dadurch ausfüllen zu können. Auf dem schmalen Mittelweg, der somit übrig bleibt, kann man in jedem Augenblicke straucheln. Sehr viele, ja die meisten Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen sind diesen Gefahren nicht behutsam genug ausgewichen. Das Einfachste ist natürlich, sich auf bloßes Erneuern der grammatikalischen Form zu beschränken und höchstens da, wo der Reim des Originals nicht beibehalten werden kann, eine Umstellung vorzunehmen. Dadurch entsteht aber ein unseliger Mischmasch, ein Kauderwelsch, das weder mittelhochdeutch noch neuhochdeutsch ist und jedes gesunde Sprachgefühl verletzen und abschrecken muß. Dazu kommt, daß der Versbau der mittelalterlichen Poesie auf ganz anderen Grundsätzen beruht als derjenige der modernen. Unser Ohr, das durch die antike Metrik an strengen Wechsel von Hebung und Senkung, genauer von betonten und unbetonten Silben gewöhnt ist, verträgt nicht mehr die freiere Rhythmik altdeutscher Verskunst. Eine Reimbindung wie z. B. die von „Hélmbrécht" auf „Knécht," welche der alte Dichter sich unbedenklich erlauben konnte, empfinden wir heutzutage als störende Härte. Auch diesen Umstand haben bei weitem nicht alle Übersetzer gebührend berücksichtigt. Die formale Seite, der gegenüber jede Gleichgültigkeit unkünstlerisch ist, hat gerade bei der mittelhochdeutschen Poesie eine noch gesteigerte Bedeutung. Diese Dichtungen sind mit die formvollendetsten aller Zeiten und Völker. Wir staunen über die peinliche Sorgfalt, mit welcher die zahllosen Regeln einer hochausgebildeten und merkwürdig verwickelten Verskunst in der guten Zeit befolgt werden; wir bewundern die unendliche Schmiegsamkeit, Farbenfülle und Fähigkeit der Abwechslung, welche die erzählenden Dichter einer scheinbar so starren und eintönigen Form wie den viermal gehobenen Reimpaaren abzuringen verstanden; wir sind entzückt über den unerschöpflichen Reimreichtum, der offenbar nicht ohne redliche Mühe gewonnen worden. Eines der obersten Prinzipien aller Übersetzungskunst lautet aber: Ein formvollendetes Gedicht verlangt eine formvollendete Übertragung. Leider haben viele Erneuerer altdeutscher Litteratur dies Prinzip nicht beachtet und an Stelle der straffsten und farbigsten Form die schlottrigste und farbloseste gesetzt. Dadurch haben sie nicht allein ihrer eigenen Arbeit wenig dauernde Freunde erwerben können, sondern auch, was viel schlimmer ist, die Originale bei denjenigen, welche ihre Dolmetschkünste nicht nachzuprüfen vermochten, in

Mißkredit gebracht. So ist es zu erklären, daß keine einzige Übersetzung aus dem Mittelhochdeutschen, vielleicht die des Nibelungenliedes von Simrock ausgenommen, wirkliches Nationalgut geworden ist, selbst die vereinzelten nicht, die es durch ihren Wert vollauf verdient hätten. Und es ist davon wieder nur die natürliche Folge, wenn es viele gute Deutsche giebt, welche die französische und englische, hie und da sogar die italienische Litteratur in allen ihren Haupterscheinungen beherrschen und von den Kleinodien der heimischen Vergangenheit höchstens den Namen wissen, falls ihre Schulerinnerungen sich der genügenden Lebensdauer erfreuen.

Wenn trotz all dieser ungünstigen Vorbedingungen hier eine neue Übertragung des Meier Helmbrecht geboten wird, so geschieht es nicht ohne das zaghafte Bewußtsein von einem gewagten Experiment, zugleich aber mit der Überzeugung, daß eine wirkliche Lücke auszufüllen wenigstens versucht werden muß. Es giebt bereits drei Übersetzungen des Gedichtes, genauer gesehen nur zwei, wie sogleich zu begründen ist. Diese zwei, die Arbeiten von Schröder und Pannier[1] erschienen mir trotz ihrer unleugbaren Verdienste in Einem Punkte, und zwar in dem wichtigsten, als vollkommen ungenügend: sie geben keine Ahnung von dem poetischen Zauber des Originals. Die Lebendigkeit ist zur Steifheit geworden, der frische Humor in ungelenke Phrasen übergegangen, die geschmeidige, tausend Farben sprühende Form einer grauen Eintönigkeit gewichen. Wer nur wissen will, was in dem Gedichte steht, erfährt dies aus beiden Übertragungen, einige kleine Mißverständnisse abgerechnet,[2] mit großer Genauigkeit; wer wissen möchte, wie es darin steht, der wird völlig leer ausgehen. Diese Übersetzungspoesie hört sich an, als ob der trockene Bericht einer Chronik von einem nicht sehr rhythmisch begabten Verseschmied mühsam in Reime gebracht worden wäre. Dazu kommt, daß beide Bearbeiter eine Menge rein mittelhochdeutscher Wendungen beibehalten und sich dabei noch mit einer sehr beträcht-

[1] Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte, übertragen von Dr. Carl Schröder. Wien 1865. 2. Aufl. Troppau. o. J. — Maier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von Karl Pannier. Cöthen 1876.

[2] Das Schlimmste ist wohl, wenn beide V. 802 das mhd. witze (= Vernunft, Verstand) mit nhd. Witz verwechseln und demgemäß übersetzen. (Schröder: „schlechter Witz." Pannier: „schlechten Spaß.")

lichen Zahl von Flickwörtern und Flickreimen behelfen. Daß Schröder sich mehrfache Kürzungen und am Anfang auch eine Umstellung erlaubt, sei ihm noch nicht so schlimm angerechnet als einzelne geschmacklose Zusätze, die er, um den Vers zu füllen, aus eigenen Mitteln gedichtet hat. Pannier vermeidet beides, ist aber nicht poetischer als sein Vorgänger, eher noch trockener. Die dritte Übersetzung, diejenige von Oberbreyer,[1] ist ein unverfrorenes Plagiat. Die Arbeiten von Pannier und Schröder sind aufs ausgiebigste benutzt, d. h. sie sind nahezu wörtlich abgeschrieben.[2] Die Einleitung, die Herr Oberbreyer dieser „neuen Übertragung“ vorausschickt, ist ein Mosaik der Einleitungen von Schröder und von Lambel, aus denen ganze Seiten buchstabengetreu kopiert sind. Lambels Name wird nicht einmal genannt. Es ist in hohem Grade bedauerlich, daß dieses Heldenstück durch die Veröffentlichung in der „Universalbibliothek“ dazu berufen ist, „das herrliche Gedicht den weitesten Kreisen“ zu erschließen.

Eine ganz vortreffliche Nacherzählung des Meier Helmbrecht, die den dichterischen und kulturhistorischen Kern aufs feinsinnigste herausschält, bietet Gustav Freytag in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit.“ (Bd. II. Abt. I. S. 51—63.)

Mein Streben war, bei der vorliegenden Arbeit die oben bezeichneten Gefahren und die Mängel der früheren Übersetzungen zu vermeiden. Es lag mir vor allem daran, die poetischen Schönheiten und die fließende Sprache des Originals festzuhalten, ohne dabei vom Wortlaute der Dichtung mehr als unbedingt notwendig abzuweichen. Inwieweit mir dies gelungen, haben Kenner und Leser zu entscheiden. Die Texte der Ausgaben von Haupt, Keinz und Lambel sind überall verglichen worden, ebenso die textkritischen Beiträge von Pfeiffer. Für die Erklärung ist von diesen Gelehrten, besonders von Keinz, ein so vollständiges Material aufgebracht worden, daß

---

[1] Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte. Aus dem Mittelhochdeutschen mit Einleitung und Erläuterung von Dr. Max Oberbreyer. Leipzig, Reclam. (1879.)

[2] Ich habe mir die Mühe genommen, genau nachzuzählen. Von den 1934 Versen, die das Gedicht zählt, sind bei Oberbreyer 1083 mit denen bei Pannier, 167 mit denen bei Schröder völlig gleichlautend. Mehr als die Hälfte der noch übrigen 684 Verse enthält nur ganz geringfügige Änderungen oder Wortverstellungen. Herr Oberbreyer darf also mit einigem Grund am Schluß seiner Einleitung sagen: „Auch die früheren Übersetzungen von Schröder nnd Pannier, namentlich die letztere, welche dem Texte getreulich folgt, sind gebührend (sic) berücksichtigt worden.“

sich dem Übersetzer nach dieser Seite hin nur sehr unbedeutende Schwierigkeiten entgegenstellen.

Besonderen Dank schulde ich Herrn Professor Wilhelm Hertz in München, der meine Arbeit durch liebenswürdige Teilnahme und wertvollen Rat gefördert hat.

In der Erneuerung der alten viermal gehobenen Reimpaare bin ich der Variation gefolgt, die Wilhelm Hertz meines Wissens zum erstenmale und zwar mit Meisterschaft angewandt hat. Es ist dies die zeitweise Unterbrechung der vierfüßigen Jamben durch dreifüßige mit klingendem Ausgang, welche letztere unserem Ohre mit den viermal gehobenen, weiblich ausgehenden Versen der mittelhochdeutschen Metrik identisch erscheinen. Durch diesen Wechsel wird die klappernde Eintönigkeit, welche paarweis gereimte Jamben in längeren Gedichten leicht bedroht, glücklich umgangen und der belebte Fluß der alten Verse wenigstens annähernd nachgeahmt. Die erläuternden Anmerkungen sind hinter den Text gestellt, um diejenigen nicht zu belästigen, die ihrer nicht bedürfen. — Unser großer Dichter sagt zwar: „Der Lebende hat recht“ und warnt damit vor einer einseitigen Vernachlässigung der Gegenwart über der Vergangenheit, des Lebendigen über dem Toten. Aber er sagt auch, daß echte Poesie nie veraltet, und alles Leben, das ein Dichter in sein Lied gebannt hat, ist unsterblich. Vielleicht gelingt es dieser Arbeit, von der ewigen Jugend der Dichtung Wernhers einen oder den andern zu überzeugen. Das höchste Ziel, das sie sich stellen könnte, wäre damit erreicht.

Meier Helmbrecht.

Der eine schildert, was er sieht,
Der andere, was ihm geschieht,
Der dritte singt von Minne,
Der vierte von Gewinne,
Der fünfte von gehäuftem Gut,
Der sechste von erhabnem Mut:
Ich künde, was mir selbst geschah,
Was ich mit eignen Augen sah.
Ich selber kannte — dies ist wahr —
Einst einen Bauernsohn, des Haar
War blond und schöner Locken reich,
Die lang gewachsen, voll und weich
Von seinen Schultern niederwallten.
Durch eine Haube ward's gehalten,
Die reich mit Bildern war benäht.
Ich denke, niemand hat erspäht
Mehr Vögel je auf Hauben.
Mit Sittichen und Tauben
War alles künstlich rings bestickt.
Vernehmt, was man da noch erblickt.

Dem Meier Helmbrecht war gegeben
Ein Sohn, von dessen Thun und Leben
Euch will berichten diese Mär'.
Ganz wie der Vater hieß auch er.
Helmbrecht, so rief man beide.
Merkt auf nun: ich bescheide
Euch kurz und gut mit schlichtem Wort,
Was alles auf der Haube dort

Von Wundern war hervorgebracht.
(Die Wahrheit nehm' ich wohl in acht,
Und nichts ist falsch und eitel.)
Vom Nacken bis zum Scheitel
Und von dem Scheitel bis zum Schopf,
Da, wo sie deckt den mitten Kopf,
War sie mit Vögeln überzogen,
Als wären sie darauf geflogen
Vom Spessartwalde traulich zahm.
Auf einen Bauernschädel kam
Wohl niemals eine Mütze leicht,
Die Helmbrechts Haube hätt' erreicht.
Doch bei dem rechten Ohr fürwahr,
Da hatte man dem Tölpel gar
Auf diesem Muster aller Hauben
(Das werdet ihr mir gerne glauben)
Trojas Belagrung dargestellt,
Da Paris, der vermeßne Held
Dem Griechenfürsten treulos stahl
Sein heißgeliebtes Ehgemahl,
Wie Troja man im Sturme nahm
Und wie Aeneas draus entkam
Aufs Meer in schnellen Kielen,
Und wie die Türme fielen
Und manche feste Mauer.
Ei daß ein plumper Bauer
Solch eine Haube durfte tragen,
Von der so vieles ist zu sagen!
Seid ihr zu hören nun gewillt,
Wie links ein ander kunstvoll Bild
War eingestickt mit Seide?
Wahrhaft ich euch's bescheide.
Wenn man die Haube links besah,
Stand König Karl und Roland da,
Dabei Turpin und Olivier,
Die Kampfgenossen alle vier,
Wie sie mit wunderstarkem Arm
Bekämpften einen Heidenschwarm.
Provence sowohl als Arelat
Bezwang des König Karol That
Mit Tapferkeit und klugen Listen,
Und auch Galizien; zu Christen
Bekehrt' er all die Heiden traun!

Wollt ihr nun hören, was zu schaun
Von einer bis zur andern Schnur
(Die schlichte Wahrheit künd' ich nur)
Am Halse zwischen beiden Ohren?
Frau Helchen Söhne, die verloren,
Bedrängt von wilder Feindesmacht,
Ihr Leben in der Rabenschlacht,
Wo Wittige, der wilde Held,
Mit grimmen Streichen sie gefällt,
Sowie von Bern den Diether auch.
Nun höret ferner, was der Gauch,
Zum Bauerntolpatsch gut genug,
Noch alles auf der Haube trug.
Man hatte für den Dummerjan
Noch mehr von schöner Kunst verthan
Am obern Teile weiter vor,
Vom rechten bis zum linken Ohr.
An Wahrheit soll es mir nicht fehlen;
Hört, was die Leute sich erzählen,
Und was ihr gerne würdet schauen:
Da sah man Ritter, sah man Frauen;
Auch sollte nicht vergessen sein
Von Knappen und von Mägdelein
Ein Tanz auf grüner Heide,
Genäht mit bunter Seide.
Jeweils ein Ritter hielt inmitten
Von zweien Frauen, wie die Sitten
Noch jetzt beim Tanze sind, die Hände
Der beiden, und am andern Ende
Je zwischen zweien Mädchen stand
Ein Knapp' und hielt sie bei der Hand,
Und Fideler daneben.
Nun höret, wer gegeben
Die Haube reich und auserkoren
Dem ungeschliffnen jungen Thoren.
Noch habt ihr völlig nicht vernommen,
Wie zu der Haub' er war gekommen.
Sie war genäht von einer Nonnen,
Die allzu schön war und entronnen
Der Zell' in jungen Jahren.
Die Nonne mußt' erfahren,
Was schon so mancher ist geschehn.
Gar viele muß mein Auge sehn,

Die gar so schlimm der Leib verriet,
Daß von dem Haupt die Ehre schied.
Die Schwester Helmbrechts, Gotelind,
Gab ein gemästet stattlich Rind
Als Zehrung gern der Nonne hin,
Die Haub' und Kleid als Meisterin
So wohl genäht, daß ihre Kunst
Reichlich verdiente diese Gunst.

Da Gotelind hingab die Kuh,
Fügt' ihre Mutter noch dazu
So viel von Eiern und von Käsen,
Daß nie so wohlversehn gewesen
Die Nonn' und niemals wiederum,
Noch einst im Refektorium,
So reichlich Eier schlürfen
Und Käse knuppern dürfen.
Und ferner gab die Schwester nun
Dem Bruder für sein Vornehmthun
Die feinste weiße Leinewand,
Die selten man wohl besser fand.
Die zeigte so vollendet sich,
Daß sieben Weber sicherlich
Der schweren Arbeit sind entronnen,
Bevor das ganze Tuch gesponnen.
Die Mutter auch dem Sohn verlieh
So guten Wollenstoff, daß nie
Mit seiner Scher' ein Schneider
Geschnitten bess're Kleider.
Mit Pelz gefüttert waren diese
Von einem Tier, das auf der Wiese
Sich einst genährt von Gras und Kraut;
Nichts Schönres ward im Land geschaut.
Dann gab das zärtlich gute Weib
Dem lieben Sohn an seinem Leib
Ein Panzerhemd, dazu ein Schwert;
So viel war ihr der Bursche wert.
Auch ward ein Täschlein, breit bequem,
Ihm eingekauft und außerdem
Ein großes Messer beigelegt,
Wie's heut noch jeder Raufbold trägt.

Als sie nun ausstaffiert den Knaben,
Sprach er: „Jetzt, Mutter, muß ich haben
Darüber einen Seelenwärmer.
Die andern hielten mich für ärmer,
Müßt' ich mir helfen ohne den,
Und also soll man mir ihn nähn,
Daß, wenn dein Aug' ihn nur erschaut,
Dein Herze dir verkündet laut,
Es mach' dein Sohn dir keine Schande,
Wo er sich immer zeigt im Lande."

Sie hatt', in Tüchern wohl verwahrt,
Ein Röcklein noch sich aufgespart;
Das mußte sie verlieren,
Um ihren Sohn zu zieren.
Sie kaufte Zeug ihm, das war blau.
Nicht anderswo, noch hier im Gau
Mögt ihr von einem Bauern hören
(Ich könnt' es euch getrost beschwören),
Des bester Rock nur um ein Haar
Wertvoller als der seine war. —
Es hatte seine Trefflichkeit
Und seinen Ruhm gefördert weit,
Wer ihn beriet, sich so zu schmücken.
Denn von dem Nacken übern Rücken
Hinunter bis zum Gürtel tief
Von Knöpfen eine Reihe lief,
Die rot vergoldet waren.
Verlangt ihr zu erfahren
Genaues von dem Rocke nun?
Ich will euch den Gefallen thun.
Das Kinn umschloß der Koller knapp;
Von da zur Gürtelschnall' hinab
War silberweiß der Knöpfe Schimmer.
Gewiß ward einem andern nimmer
Solch Wams so schwer und sauer,
Und kaum besitzt ein Bauer
Ein Stück so kostbar und so fein
Von Haldenberg bis Hohenstein.
Nun merket auf zu eurem Spaß:
Drei Knöpfe nach dem rechten Maß,
Die waren von Krystall geschnitten;
Die dreie saßen ihm inmitten

Der Brust, dem dummen Gecken.
Die war an allen Ecken
Mit Knöpfen überstreut und Steinen.
Man sah sie schon von ferne scheinen
In Gelb, in Grün, in Braun und Blau,
In Rot und Schwarz und Weiß, genau
Wie er es wünschte, so voll Glanz,
Daß er, sobald zu einem Tanz
Er mochte kaum erschienen sein,
Von Frauen und von Mägdelein
Ward zärtlich angesehen.
Ich will es nur gestehen,
Ich hätte neben solcher Pracht
Bei Frauen schwerlich Glück gemacht.
Da wo der Ärmel festgenäht,
Da war die Naht ringsum besät
Mit Schellen, die man lieblich hell
Erklingen hörte, wenn er schnell
In einem Reihentanze sprang;
Den Frauen war's ein holder Klang.
Ja, wär' Herr Neidhart noch am Leben,
Dem hätte Gott den Geist gegeben,
Daß er es besser könnte singen,
Als mir's zu sagen will gelingen.
Bevor der Mutter treue Hand
Schuhwerk und Hosen ihm erstand,
Manch Huhn und Ei hingab sie gern.

Nachdem sie so dem großen Herrn
Auch noch die Beine wohl versehn,
Sprach er: „Nach Hofe hinzugehn
Treibt, Vater, mein Verlangen mich.
Um deine Hilfe bitt' ich dich.
Die Mutter und die Schwester haben
Mich schon beschenkt mit solchen Gaben,
Daß ich durch alle meine Jahre
Ein dankbar Herz für sie bewahre."

Des Vater wurde des nicht froh,
Und zu dem Sohne sprach er so:
„Ich gebe zu den Kleidern, Kind,
Dir einen Hengst, der pfeilgeschwind
Den Zaun und Graben überfliege

Und langen Wegen nicht erliege;
Bei Hofe sollst du reiten, den,
Und gerne will ich ihn erstehn,
Wenn er geboten wird zu Kauf.
Jedoch, mein lieber Sohn, gieb auf
Die Fahrt nach Hofe, laß dich bitten;
Denn mühsam sind des Hofes Sitten
Für jeden, der nicht ihren Bann
Gewohnt von Kindesbeinen an.
Willst, Sohn, du nicht mein Zugvieh treiben,
Ich treib' es selbst; nur sollst du bleiben
Am Pfluge. Laß uns baun den Acker;
Dann gehst du hochgeehrt und wacker
Wie ich dereinst zur ew'gen Ruh'.
Ja, wahrlich, ich gesteh' mir's zu:
Ich bin getreu, bin schlicht und wahr,
Verrat beging ich nimmerdar,
Hab' meinen Zehnten stets gegeben
Nach Recht und finde, wenn mein Leben
Vor meinen Blicken jetzt erscheint,
Kaum einen Neider, einen Feind."

„Mein Vater," so fuhr Helmbrecht fort,
„O schweig und laß ein solches Wort.
Mir wird dies Ziel durch nichts entrissen;
Denn gar zu gerne möcht' ich wissen,
Wie dort bei Hof die Tage schmecken.
Genug schon, daß von deinen Säcken
Mein Kragen halb durchscheuert ist.
Ich sage dir, daß ich den Mist
Nie mehr auf deinen Wagen lade,
Und so verschwör' ich Gottes Gnade,
Wenn ich dir Ochsen zwing' ins Joch
Und säe deinen Hafer noch.
Auch scheint mir, daß sich's nicht verträgt
Mit meinen Haaren wohlgepflegt,
Mit meinem zierlichen Gelock
Und meinem angegoßnen Rock;
Und dann geschäh's zum Leide
Der Haube, drauf aus Seide
Kunstreiches Bildwerk nähten Frauen.
Du magst dein Feld allein bebauen."

„Ach, Sohn, verlaß mich nicht und bleib!
Der Meier Ruprecht giebt zum Weib
Dir gern die Tochter, und nicht minder
Bringt sie dir Schafe, Schweine, Rinder
Mit in die Ehe, viel an Zahl.
Bei Hofe sind die Bissen schmal,
Du wirst auf hartem Lager ruhn
Und wenig dir zur Freude thun.
Nimm dir zu Herzen meine Lehre;
Sie bringt dir Vorteil, bringt dir Ehre;
Denn noch gar selten Glück empfand,
Wer abgeschüttelt seinen Stand.
Dein Stand jedoch ist hinterm Pflug.
Hofleute giebt es schon genug;
Du findest sie an allen Enden.
Mein Sohn, du wirst dich selber schänden;
Ich schwör' es dir, mein liebes Kind,
Du wirst dem echten Hofgesind
Am Ende nur zu Spott und Hohn;
Drum folge mir und bleib' davon."

„Nein, Vater, hab' ich erst ein Roß,
Getrau' ich mir dem ganzen Troß,
Der stets am Hof geführt sein Leben,
An feinem Ton nichts nachzugeben.
Und wer auf meinem Haupt erblickt
Die Haube, überreich gestickt,
Den könntest leicht du hören
Mit tausend Eiden schwören,
Daß ich den Boden furchte nie
Mit deinem Pflug, noch trieb dein Vieh.
Vom Augenblick an, wo das Kleid
Mich schmückt, das erst vor kurzer Zeit
Die Mutter und die Schwester mir
Gespendet zu vieledler Zier,
Wirst du wohl selbst gestehen,
Mir ist nicht anzusehen,
Daß ich einmal vor Zeiten
Das reife Korn mit breiten
Dreschflegeln aus den Ähren hieb
Und in den Boden Pfähle trieb.
Hab' ich dem Bein erst angepaßt
Die Hosen und den Fuß gefaßt

In Schuhn vom feinsten Leder,
Dann glaubt mir wohl ein jeder
Ich hätte niemals einen Zaun
Dir oder andern zugehaun.
Gieb mir den Hengst; was geht mich dann
Des Bauern Ruprecht Tochter an?
Ich will mich wegen einer Braut
Nicht strecken auf die Bärenhaut."

Er sprach: „Mein Sohn, o hör' in Ruh'
Noch einmal meinen Worten zu.
Wer folget guten Lehren,
Dem bringt's Gewinn und Ehren;
Doch schlägt ein ungehorsam Kind
Des Vaters Mahnwort in den Wind,
So wird es Schande auf sich laden,
Und mit der Schande kommt der Schaden.
Ja, willst du dich durchaus gesellen
Und dich auf eine Stufe stellen
Mit dem gebornen Edelmann,
Du wirst kein Heil erleben dran;
Sein Haß wird dir die Ruhe rauben,
Und eines kannst du sicher glauben:
Mußt du das Schlimmste dort ertragen,
Es wird kein Bauer dich beklagen.
Und nimmt ein Junker echter Art
Dem Bauer, was er sich erspart,
Dem wird's am Ende, glaub' es mir
Weit besser doch ergehn als dir.
Denn trägst du, mein geliebter Sohn,
Dem Bauer nur sein Heu davon,
Erwischt er etwa dich beim Rock,
So bist du ihm der Sündenbock
Für jeden, der sein Gut ihm stahl.
Zu Worte kommst du nicht einmal;
Er wägt nicht lange hin und her
Und glaubt noch, Gott gefiel' es sehr,
Wenn er dich überm Raub erwürgt.
Mein lieber Sohn, es ist verbürgt,
Was ich dir da gesagt; drum bleib
Und wähle dir ein ehlich Weib."

„Ist auch der Weg Gefahren voll
Ich reise doch; mein Name soll
Vom großen Schauplatz laut ertönen.
Befiehl du deinen andern Söhnen
Sich mit der Pflugschar abzumühen.
Schon hör' ich das Gebrüll von Kühen;
Die treib' ich fort den Bauern.
Hier jetzt noch auszudauern
Zwingt mich der dumme Klepper nur.
Daß ich nicht längst durch Wald und Flur
Mit andern sause weite Strecken
Und nicht die Bauern durch die Hecken
An ihren Haaren zerre hin,
Das ist's, weshalb ich traurig bin.
Die Armut mag der Henker holen,
Soll ich drei Jahre lang ein Fohlen
Auffüttern und ein Rind nicht schneller;
Dafür geb' ich nicht einen Heller.
Ich will an jedem Tage rauben,
Damit mir die gebratnen Tauben
Zufliegen stets als fette Kost;
Leicht kann ich mich vor Winterfrost
Bewahren, wird mir's nur gelingen
Die Rinder an den Mann zu bringen.
Drum, lieber Vater, eile dich,
Nicht länger mehr verzögre mich
Und kaufe mir recht bald den Hengst;
Von hinnen eilen möcht' ich längst.

Um euch durch Kürze zu gefallen,
So sag' ich euch: Schier dreißig Ballen
Von gut gewebten Lodenstoffen
(An Länge niemals übertroffen,
Sofern ich recht berichtet bin),
Die gab er für den Hengst dahin
Und fetter Kühe viere,
Zwei Ochsen und drei Stiere,
Vier Scheffel Korn noch obendrein.
Wie büßt' er da so vieles ein!
Zehn Pfund bezahlt' er für das Pferd;
Doch war es höchstens dreie wert;
Mehr hätt' ein andrer nicht verwendet.
Die sieben waren schlimm verschwendet.

Als nun der Sohn sich rüstete
Und mit den Kleidern brüstete,
Hauptschüttelnd schritt er hin und wieder,
Sah stolz auf seine Schultern nieder
Und sprach in eitler Prahlerei:
Nun beiß' ich einen Stein entzwei.
Mein Mut ist so vermessen;
Jetzt möcht' ich Eisen fressen.
Der Kaiser kann zufrieden sein,
Fang' ich ihn nicht und sperr' ihn ein
Und raub' ihn splitterfasernackt;
Der Herzog auch wird angepackt.
Denn über Zaun und Graben
Und Felder will ich traben;
Die Furcht will ich nicht kennen,
Will alle Welt durchrennen.
Laß, Vater, jetzt mich ziehen hin;
Dann leb' ich erst nach meinem Sinn
Und werde stark und stärker.
Ja, Vater, ein Berserker
Ist leichter zu erziehn als ich."

Der Vater sprach: „So will ich dich
Von diesem Druck befreien nun.
Nichts hab' ich mehr damit zu thun.
Weil künftig dir mein Mahnwort fehlt,
Wenn deine Hand die Locken strählt,
So hüte wohl die Haube dein
Und ihre seidnen Vögelein,
Damit sie niemand dir verletzt
Und dir zerzaust und arg zerfetzt
Die langen blonden Locken,
Und willst du unerschrocken
Jetzt fahren durch die Welt allein,
So muß ich sehr in Sorge sein,
Daß einst du wiederkehrst am Stabe
Und dir die Wege weist ein Knabe. —
Ach," fuhr er fort, „mein lieber Sohn,
Noch ist es Zeit; steh' ab davon.
Verzehr' mit mir du mein Gericht;
Der Mutter Kost verachte nicht.
Weit besser schmeckt dir Wasser, glaub',
Als Wein, den du erwirbst durch Raub,

Und unsre Semmelschnitten hält
In Österreich wohl alle Welt,
Auch Leute, die sonst nicht viel wissen,
Für einen großen Leckerbissen.
Drum iß auch du sie, liebes Kind,
Bevor du ein geraubtes Rind,
Das du hinweg vom Stalle triebst,
Dem Wirt für eine Henne giebst.
Die Mutter sorgt an allen Tagen
Den besten Brei dir aufzutragen;
Gut wär' es, wenn du den verschlängst,
Statt einen kaum gestohlnen Hengst
Für eine Gans dahinzugeben.
In großen Ehren wirst du leben,
Wohin du lenken magst die Schritte,
Verschmähst du nicht die alte Sitte.
Aus Korn und Hafer ein Gemisch
Ist besser als der feinste Fisch,
Den man nicht ißt in Ehren.
Hör' deines Vaters Lehren
Und folge mir; es bringt Gewinn;
Doch willst du nicht, so fahre hin!
Ja, bringt dich auch dein kühner Mut
Zu Ansehn und zu reichem Gut,
Ich habe nichts mit dir gemein,
Und auch den Schaden trag allein."

„Trink du nur Wasser immerhin;
Mir aber steht nach Wein der Sinn.
Iß du nur immer Grütze,
Mir deucht sie wenig nütze.
Will lieber ein gesotten Huhn;
Da soll mir niemand Einspruch thun.
Auch möcht' ich bis an meinen Tod
Stets nur das feinste Weizenbrot;
Dann werde du des Hafers froh.
Im röm'schen Rechte heißt es so:
Ein Kind erhalt' in früher Jugend
Von seinem Paten eine Tugend.
Mein Taufpat' war ein Rittersmann;
Er sei gesegnet; ich gewann
Durch ihn allein solch edles Blut
Und meinen heldenhaften Mut."

Der Vater sagte: „Zweifle nicht,
Daß mir ein Mann, der seine Pflicht
Verfolgt zum rechten Ziele,
Weit besser noch gefiele,
Daß selbst aus niedrigstem Geschlechte
Er doch der Welt mehr Vorteil brächte,
Als wer im Königsschloß gezeugt
Sich nie dem Ruf der Ehre beugt.
Und kommen in ein fremdes Land
Ein wackrer Mann aus niedrem Stand
Und einer adlig von Geblüt,
Der sich um Ehre nie bemüht,
Wenn niemand noch sie kannte dort,
Schätzt man den Niedrigen sofort
Weit mehr als den von hohem Adel,
Der sich erkoren Schimpf und Tadel.
Und willst du dennoch adlig sein,
Das schärf' ich dir getreulich ein,
So adle dich durch deine Thaten.
Durch Sitten, gut und wohlgeraten,
Wird aller Adel erst geweiht.
Ich sagt' es dir mit Redlichkeit."

Drauf Helmbrecht: „Vater, du sprichst wahr;
Doch Haub' und blondes Lockenhaar
Und meiner schmucken Kleider Zier,
Die leiden mich nicht länger hier.
Sie sind zu reich an Glanze
Und passen wohl zum Tanze,
Doch nicht für Egg' und Pflug fürwahr."

„Weh, daß die Mutter dich gebar!"
So sprach der Vater zu dem Sohn.
„Du bist dem Guten rasch entflohn
Und willst dafür das Schlimme thun.
Sohn, schmucker Bursch, du mögest nun
Mit Klugheit selbst entscheiden:
Wen soll man mehr beneiden?
Den, der nur Flüche sich erwirbt,
Der aller Welt das Spiel verdirbt,
Stets nur der Leute Frieden stört
Und gar sich wider Gott empört.
Scheint dieser dir ein Vorbild noch?

Ist auf der andern Seite doch
Ein Mann, der alle Welt erfreut
Und der es nimmerdar bereut,
Wenn er sich abmüht Tag und Nacht,
Daß er den Menschen Freude macht
Und Gottes auch dabei gedenkt.
Wohin der seine Schritte lenkt,
Da liebt ihn Gott und all die Welt.
Nun sage, Sohn, mir: Wer gefällt
Nach ehrlichem Entscheiden
Dir besser von den beiden?"

Helmbrecht erwiderte: „Der Mann,
Der keinen Schaden richtet an,
Der alle zu erfreuen strebt;
Mir deucht, daß dieser besser lebt."

„Sohn, solch ein Leben wäre dein,
Wenn du mir wolltest folgsam sein.
Ja, wirst du hinterm Pfluge schreiten,
Dann kannst du vielen Glück bereiten;
Dann wirst du nützlich sein zugleich
Für hoch und niedrig, arm und reich
Und jeder Kreatur, sogar
Dem wilden Wolf und kühnen Aar
Und allem, was auf Erden
Gott ließ lebendig werden.
Drum, lieber Sohn, ein Landmann bleib;
Denn sicher wird gar manches Weib
Durch unsrer Arbeit Frucht beglückt,
Und manches Königs Krone schmückt
Allein der Fleiß des Ackerbau's.
Wohl niemand will so hoch hinaus,
Er müßte denn entbehren,
Wenn nicht die Bauern wären."

„Ach, Vater, deiner Predigt
Wär' ich jetzt gern entledigt.
Wie sehr es zu bedauern ist,
Daß du kein Pfarrer worden bist!
Du hättest wohl ein ganzes Heer
Hinweggepredigt übers Meer.
Und außerdem bedenkst du nie,

Daß, wenn des Bauern Frucht gedieh,
Er um so größren Teil verzehrt.
Was auch die Zukunft mir beschert,
Das Pflügen hat ein Ende;
Ich brauche weiße Hände.
Geh' ich dem Pfluge länger nach,
Das bringt mir wahrlich große Schmach,
Wenn ich beim Tanz mich sehen lasse
Und eine Frauenhand erfasse."

Der Vater sagte: „Nun vernimm:
Scheint dir die Mühe nicht zu schlimm,
So laß nur von erfahrnen Leuten
Den Traum, den ich geträumt, dir deuten.
Du trugst zwei Lichter in der Hand,
Die leuchteten, daß alles Land
Davon erstrahlte wunderklar.
Dasselbe träumt' ich vor'ges Jahr
Von einem Manne, liebes Kind;
Und diesen sah ich heuer blind."
Helmbrecht erwiderte: „Recht gut!
Doch lass' ich zu, daß meinen Mut
Dies Ammenmärchen hemme,
Dann bin ich eine Memme."

So achtet' er der Lehre kaum.
„Vernimm denn meinen zweiten Traum.
Mit einem Bein sah ich dich wandern
Am Boden; doch das Knie des andern
War aufgestützt auf einen Stock,
Auch ragte dir aus deinem Rock
Das Endstück einer Achse.
Ob Gutes dir erwachse
Aus diesem Traum, wie er zu deuten,
Erkund' es von erfahrnen Leuten."

„Was sonst verheißt er," sprach der Sohn,
„Als Freude, Glück und reichsten Lohn?"
Der Vater sprach: „Noch träumte mir
Ein dritter Traum, den künd' ich dir.
Schon sah ich, wie dein kühner Flug
Dich über Wald und Haine trug;
Doch ward ein Fittich dir durchschnitten:

Da bist du schnell herabgeglitten.
Wird dir der Traum zum Glücke taugen?
Weh deinen Händen, Füßen, Augen!"

„Die Träume, Vater, alle drei,
Sie rufen mir das Glück herbei."
So sprach Jung-Helmbrecht. „Lege du
Jetzt einen andern Knecht dir zu;
Ich sitze hier nicht länger still,
Mag dir auch träumen, was da will."

„Ach, jeden andern Traum, mein Kind,
Schlag ihn getrost nur in den Wind;
Doch höre nun den letzten Traum:
So blickt' ich dich auf einem Baum,
Daß deine Zeh'n zwei Klafter knapp
Vom Gras des Bodens standen ab
Doch über deinem Haupte, Knabe,
Saß eine Krähe und ein Rabe.
Dein schönes Haar zerzauste
Der Sturm, der wild erbrauste.
Der Rabe kämmte dir's zur Rechten;
Links schien die Krähe dir's zu flechten.
Weh, welch' ein fürchterlicher Traum,
Weh, dreimal weh dem Unglücksbaum,
Weh über Krähn und Raben!
Wie muß ich Kummer haben,
Daß ich so milde dich erzog,
Wenn dieses Traumbild mir nicht log."

„Beim Himmel, Vater, würdest du
Verfolgt von Träumen immerzu,
Von guten und von schlimmen,
Sie können nicht bestimmen
Zur Feigheit meine mut'ge Brust.
Nie hatt' ich solche Reiselust.
Gott soll dir immer gnädig sein,
Mein Vater, soll das Mütterlein
Bewahren und nicht minder
Behüten eure Kinder.
Er sei uns allen Schutz und Hort."
Zur selben Stunde ritt er fort.
Abschied vom Vater nahm der Sohn

Und stob durchs Gatterthor davon.
Sollt' ich die ganze Fahrt erzählen,
Drei Tage müßt' ich mich da quälen,
Ja, selbst in einer Woche fände
Ich der Geschichte schwer ein Ende.

Er kam an eine Burg geritten;
Der Burgherr war von solchen Sitten,
Daß er vom Kampfe nimmer ließ
Und gerne die willkommen hieß,
Die gut zu Pferde sitzen mochten
Und tapfer mit dem Feinde fochten.
So wurde Helmbrecht sein Vasall,
Bald so geschickt im Überfall,
Daß alles er verstand zu fassen,
Was andere zurückgelassen;
Er sackt' es ohne Zögern ein.
Kein Raub erschien ihm je zu klein
Und keine Beute je zu groß,
Ja, war sie zottig oder bloß,
War sie gerade, war sie krumm,
Stets brachte sie ums Eck herum
Helmbrecht, des Meier Helmbrecht Kind.
Er nahm das Roß, er nahm das Rind;
Er ließ dem Bauern keinen Deut,
Nahm Wams und Schwert ihm ungescheut;
Er nahm den Mantel wie den Rock,
Er nahm die Gais, er nahm den Bock,
Den Widder samt dem Mutterschafe;
Das trug ihm später schwere Strafe.
Er riß sogar manch armem Weib
Den Mantel und das Hemd vom Leib,
Den Pelzrock und das Mieder.
Gern hätt' er nachmals wieder,
Was er geraubt, zurückgebracht,
Als ihn der Häscher zahm gemacht;
Buchstäblich halt' ich das für wahr. —
Doch als ihm nun im ersten Jahr
Ein Glückswind in die Segel griff
Und rüstig vorwärts trieb sein Schiff,
Da schoß empor sein Übermut.
Denn stets von dem geraubten Gut
Den besten Teil erobert' er.

4*

Jedoch begab sich's bald nachher,
Daß nach der Heimat stand sein Sinn;
Es trieb ihn zu den Seinen hin.
Da nahm er Abschied rasch entschlossen
Vom Burgherrn und den Kampfgenossen
Und wünschte, daß in Güte
Gott treulich sie behüte.

Was jetzt geschieht, wollt' ich das gar
Verschweigen meiner Hörerschar,
Sie dankte mir es wohl mit nichten.
Könnt' ich recht deutlich nur berichten,
Wie man ihn da zu Haus empfing!
Ob man ihm wohl entgegen ging?
Ihr ratet falsch, in Haufen
Kam man herbeigelaufen.
Wirr durcheinander drängten sie;
Die Eltern sprangen, als ob nie
Ein Kalb in ihrem Stall gestorben.
Wer sich den Botenlohn erworben?
Das war der Knecht; er ward beschenkt
Mit Hemd und Hosen. Wer nun denkt,
Daß Knecht und Freimagd riefen aus:
„Helmbrecht, willkommen sei zu Haus,"
Der irrt. Sie haben's nicht gewagt;
Auch ward es ihnen untersagt.
Sie hießen ehrerbietig fern
Willkommen ihn als „gnäd'gen Herrn."
Er flämisch drauf: „Gevatterkin,
Gott lat' juch immer salig sin!"
Die Schwester grüßt ihn freudig warm
Und schlang um seinen Hals den Arm.
Da redet er zur Schwester
Lateinisch: „Gratia vester."
Den Vorsprung ließ man gern den Jungen;
Die Alten kamen nachgesprungen.
Ihr Glück fand keine Grenze mehr;
Er sprach: „ Dieu vous salue, mon père."
Als ihn die Mutter küßte froh,
Sprach er auf Böhmisch: „Dobrytro." —
Da sahn einander Weib und Mann
Mit ganz erstaunten Augen an.
„Ach, Alter," sprach die Bäuerin,

„Wir sind gewiß nicht recht bei Sinn;
Nein, unser Helmbrecht ist der nicht,
Der Böhmisch oder Wendisch spricht.“
Der Vater drauf: „Ein Franzmann ist’s;
Mein Sohn, den ich der Güte Christs
Empfahl, ist’s nicht; das merkt’ ich leicht.
Mich wundert nur, daß er ihm gleicht.“
Drauf seine Schwester Gotelind:
„Er ist nicht euer beider Kind;
Er gab mir Antwort auf Latein.
Er wird wohl gar ein Pfaffe sein.“
„Ja, meiner Seele,“ sprach der Knecht,
„Vernahm ich seine Worte recht,
So kommt er, wenn nicht aus Brabant,
Doch sonst woher aus Niederland;
Denn Süsterkin, so sagt’ er eben;
Drum wird er wohl in Flandern leben.“

Der Vater fragt’ in schlichtem Ton:
„Bist du denn Helmbrecht, bist mein Sohn?
Es bleibt dir jeder Groll erspart,
Sprich nur ein Wort nach unsrer Art,
Wie’s unsre Väter sprachen schlicht;
Denn was du sagst, versteh’ ich nicht.
Du redest stets: „Dieu vous salue.“
Dies zu enträtseln macht mir Müh’.
Mich und die Mutter sollst du ehren;
O glaube, daß wir dankbar wären,
Sprächst du ein einzig deutsches Wort!
Ich striegle deinen Hengst sofort;
Das überlass’ ich nicht dem Knecht;
Fast bin ich selbst dafür zu schlecht.
Gott segne dich!“ Drauf Helmbrecht nur:
„Wat seggen dieser plumpe Bur?
Wat will die sakrament’sche Fru?
Ei, lat mir nur min Pierd in Ruh;
An mienen Lief, min stolt Gewand
Sall griepen keines Buern Hand!“
Der Alte ward vor Schrecken fahl;
Darauf begann er noch einmal:
„Bist du denn Helmbrecht, bist mein Sohn?
Ein Hühnchen koch’ ich dir zum Lohn,
Und eines brat’ ich dir sogar,

Giebst Antwort du. Ich rede wahr.
Doch wenn du nicht mein Helmbrecht bist,
Wenn Eure Heimat Böhmen ist,
Dann trollt nach Böhmen Euch davon.
Mir machen meine Kinder schon,
Weiß Gott, genug zu schaffen.
Ich gebe selbst den Pfaffen
Nicht mehr als nach Gerechtigkeit,
Und wenn Ihr nicht mein Helmbrecht seid,
Dann könnt' ich alle Fische haben,
Ihr werdet Euch daran nicht laben,
Noch setzt Ihr Euch an meinen Tisch.
Kommt Ihr aus Niederlanden frisch
Geritten oder Frankreich gar,
Dann habt Ihr sicher — das ist klar —
Euch eignen Vorrat mitgebracht.
Ja, währt ein Jahr lang diese Nacht,
Verhindr' ich doch, wie sich's gebührt,
Daß Ihr das Meinige berührt;
Hier bleiben Meth und Wein Euch fern:
Geht, gnäd'ger Herr, zu gnäd'gen Herrn!"

Nun war es spät am Tage schon,
Weshalb der ritterliche Sohn
Sich eines Besseren besann:
„So helfe Gott mir, hört mich an!
Ich will Euch sagen, wer ich bin;
Denn heute käm' ich nimmer hin,
Sucht' ich mir andre Unterkunft.
Ich war nicht völlig bei Vernunft,
Als ich die heim'sche Sprache mied;
Glaubt, daß es niemals mehr geschieht."
Dann fuhr er fort: „Ich bin es, ja!"
Der Vater sprach: „Wen meint Ihr da?"
„Den, der genau so heißt wie Ihr."
Der Vater sagte: „Nennt ihn mir!"
„Helmbrecht, so heiß' ich schlecht und recht,
Und Euer Sohn wie Euer Knecht
War ich vor einem Jahre noch.
Die Wahrheit ist's? Ihr glaubt mir doch?"
„Nein," sprach der Vater, „nicht ein Wort."
„Und doch ist's wahr." „Dann nennt sofort
Die Ochsen, die mir stehn im Stalle!"

„Die nenn' ich augenblicks Euch alle,
Denn weiland pflegt' ich sie zu führen
Und ließ sie meinen Treibstock spüren.
Der erste, der heißt Auer;
Es giebt wohl keinen Bauer,
Dem er trotz reichem Gut und Ehre
Nicht seines Ackers Zierde wäre.
Der zweite, der heißt Rähme;
Mir deucht, kein Landmann zähme
Ein schmucker Zugtier unters Joch.
Jetzt nenn' ich Euch den dritten noch.
Der hat den Namen Erke;
Durch meines Geistes Stärke
Behielt ich den; Ihr müßt sie loben.
Wollt Ihr mich weiter noch erproben?
Nun, Sonne hieß der letzte Stier.
Nannt' ich sie richtig alle vier,
Ihr müßt belohnen mich dafür,
Und müßt mir öffnen Eure Thür."
Da rief der Vater: „Thür und Thor!
Nicht länger sollst du stehn davor,
Und jede Kammer, jeder Schrein,
Soll, liebes Kind, dir offen sein!"

Ei du verwünschtes Mißgeschick!
So gut wie dieser Galgenstrick
Es jetzo hatte beim Empfang,
Ergeht mir's nicht mein Leben lang.
Da ward sein Pferd zum Stall geleitet,
Ihm selbst ein weiches Bett bereitet
Von seiner Schwester, seiner Mutter.
Der Vater holte Käs und Butter
Und maß die Mahlzeit nicht zu knapp.
Da lief' ich mir die Füße ab,
Bevor den Wirt ich finden könnte,
Der mir so gute Tage gönnte.
Die Mutter rief der Tochter: „Auf!
Vertrödle nicht die Zeit und lauf!
Dort aus der Kammer hole gleich
Ein Polster und ein Kissen weich!"
Auf warmen Ofen ward's gehoben
Und Helmbrecht untern Arm geschoben,
Damit er ruhen könne sacht,
Bevor das Essen ward gebracht.

Nachdem sein Schlummer war zu Ende
Und er vom Staub befreit die Hände,
Ging man zum Essen. Höret jetzt,
Was man dem Burschen vorgesetzt
Beim ersten Gang für Wunderdinge.
Wenn ich's zum hohen Herren bringe,
Bin ich zufrieden ganz und gar
Mit dem, was auf der Schüssel war.
Ein fein geschnitten Sauerkraut,
Daneben wurde Fleisch geschaut,
An Fett und magren Stücken reich.
Vernehmt vom zweiten Gange gleich:
Das war ein Käse mürb und feist,
Der ward alsdann von ihm verspeist.
Durchaus verbürgt erfuhr ich noch,
Daß eine Gans, wie nie ein Koch
Sie fetter umgedreht am Spieß,
Man willig ihn verzehren ließ.
Sie gönnten ihm das alles schier.
Die Gans war ein gewaltig Tier,
So groß wie eine Trappe.
Gern sprach ihr zu der Knappe.
Ein Huhn gekocht und eins gebraten
— Der Vater hatt' es so geraten —
Die wurden jetzt ihm aufgetragen.
Ein hoher Herr, der bei dem Jagen
Lang' auf dem Anstand müßte stehn,
Der würde schwerlich sie verschmähn.
Noch brachte man ihm mancherlei,
Was sonst kein Bauer kennt, herbei;
So guten Imbiß gaben
Sie ihrem lieben Knaben.
Der Vater: „Hätt' ich Wein im Haus,
Heut tränken wir ihn sicher aus.
Nun aber, Sohn, trink für den Wein
Quellwasser, wie so frisch und rein
Noch keines je der Erd' entronnen.
Mir wurde neben diesem Bronnen
Nur der Wanghauser noch empfohlen:
Der ist zu weit zum Wasserholen."

So schmausten sie da mit Behagen.
Der Vater konnte jetzt der Fragen

Sich länger nicht enthalten,
Was wohl für Sitten walten
Am Hof und wie er's dort getroffen.
„Das künde, lieber Sohn, mir offen;
Dann bin auch ich dazu bereit
Zu sagen, wie vor langer Zeit
Als junger Bursch ich hier zu Land
Das ritterliche Wesen fand.“
„Mein Vater, erst erzähle du;
Dann füg' ich deinen Worten zu,
Was alles du dir magst erbitten.
Ich weiß gar viel von neuen Sitten.“

„Schon lang ist's her, noch Knecht war ich;
Da hat mein Vater Helmbrecht mich —
Großvater hast du ihn genannt —
Oftmals nach Hofe hingesandt
Mit Eiern und mit Käsen,
Wie's alter Brauch gewesen.
Die Ritter hab' ich dort betrachtet,
Ihr Treiben ganz genau beachtet:
Sie waren vornehm, kühn und munter;
Ihr Sinn sank nie so tief herunter,
Wie jetzt es leider oft zu schaun
Sowohl bei Männern als bei Fraun.
Die Ritter übten dort ein Spiel,
Das allen Frauen wohlgefiel,
Und Buhurdieren nannten sie's,
Wie mich ein Höfling unterwies,
Als ich ihn anzureden wagte
Und nach des Kampfspiels Namen fragte.
Sie sind wie toll herumgetobt
(Grad' deshalb wurden sie gelobt),
Die einen hin, die andern her;
Sie suchten sich mit langem Speer
Herabzustechen von den Rossen.
Traun, unter meinen Dorfgenossen
Ist selten solcherlei geschehn,
Wie dort bei Hof ich's angesehn.
Als sie nun dies vollendet ganz,
Da schickten sie sich an zum Tanz;
Der ward durch heitren Sang gewürzt.
Wie das die Langeweile kürzt!

Ein Spielmann kam; zum Reigen
Begann er hold zu geigen.
Ringsum erhoben sich die Frauen;
Die waren lieblich anzuschauen.
Ein Ritter trat zu jeder hin
Und nahm die Hand der Tänzerin. —
Ein Anblick, der entzückend war!
Die Frauen und die Ritterschar,
Wie überglücklich alle schienen!
Und lustig tanzten neben ihnen
Mägdlein und junge Herrn zugleich,
Kein Unterschied, ob arm, ob reich.
Als nun der Tanz zu Ende ging,
Da trat ein Sänger in den Ring
Und las vom Herzog Ernst die Mär'.
Fürwahr, es gab da kein Begehr,
Das reichlich nicht Erfüllung fand.
Dort ward der Bogen angespannt
Und nach dem Ziel geschickt der Pfeil.
Am Frohsinn hatte jeder teil;
Noch andre freuten sich am Jagen.
Der Beste wär' in unsren Tagen,
Wer dort nur der Geringste war.
Ja, damals schaut' ich sonnenklar,
Was Ehre hieß und echter Sinn;
Durch Falschheit welkten sie dahin.
Die Schlechten und die Ungetreuen,
Die keine Gaukelkünste scheuen
Das Gute zu verderben,
Sie konnten nicht erwerben
An jenem Hof gefüllte Teller.
Heut freilich kommt zu Ehren schneller,
Wer schlemmen und betrügen kann;
Der ist bei Hof der rechte Mann,
Und leider werden Ruhm und Gold
Solch einem sehr viel leichter hold
Als einem, der fürs Gute glüht
Und sich um Gottes Huld bemüht.
Dies weiß ich von der alten Sitte;
Erweis' mir nun die Gunst, ich bitte,
Und schildre mir die neue, Sohn."

„Sofort erzähl' ich dir davon.
Vor allem gilt bei Hof das Wort:
‚Trink, trink, mein Freund, trink immerfort!
Trink dies, so trink ich jenes. Prost!'
Das ist der beste Herzenstrost.
Was ich dir künden will, hör' an:
Wenn ehedem der Rittersmann
Noch folgte schöner Frauen Spur,
Heut findet man ihn immer nur,
Wo man die besten Weine schenkt.
Nichts, was er eifriger bedenkt
Am Abend und am Morgen,
Nichts macht ihm größre Sorgen,
Als ob der Wirt ihn wohl berät
Und, wenn der Wein zur Neige geht,
Gleich guten wiederum verschafft.
So schöpfen sie sich Mut und Kraft.
Ihr Liebesflehn heißt ungefähr:
‚Du süße Schenkmaid, komm nur her
Und füll' mir flugs den Humpen neu!
Ein Narr und Affe meiner Treu,
Wer je den guten Wein verfehmt
Und um ein Weib sich abgegrämt.'
Wer lügen kann, ist wohlgelitten,
Betrug ist Zeichen höf'scher Sitten,
Und wer mit schlauer Redekunst
Verwunden kann, steht hoch in Gunst;
Doch für den Tugendreichsten gilt,
Wer recht mit niedern Worten schilt.
Wenn einer noch, wie Ihr, der Spur
Der Väter folget, glaubt mir nur,
Der ist bei uns in tiefem Bann
Und wird von jedem Weib und Mann
Nur mit dem Wunsch gesehen:
Er soll zum Henker gehen!
Der Bann ist nur ein Kinderspott."

Der Vater sagte: „Lieber Gott,
Dir muß ich's immer klagen laut,
Daß so das Unrecht schoß ins Kraut.
Es wich der alten Spiele Bild,
Und neue hob man auf den Schild.
Einst lautete das Feldgeschrei:

‚Frischauf, Herr Ritter, heisahei!‘
Jetzt aber ruft man fern und nah:
‚Zur Jagd, Herr Ritter, hussasah!
Hurra, stich zu, heidi, schlag drein!
Dem dort hau' mutig ab das Bein,
Beraube den der Hände,
Und jenen andern blende;
Greif diesen, um ihn aufzuknüpfen.
Den Reichen laß dir nicht entschlüpfen;
Er muß uns zahlen hundert Pfund.‘“

„Die Bräuche sind mir alle kund.
Jetzt hab' ich keine Lust dazu;
Sonst, Vater, hören könntest du
Noch mancherlei von neuen Sitten.
Ich bin den ganzen Tag geritten,
Bin schläfrig, mich verlangt zu ruhn.“
Man mocht' ihm gern den Willen thun.
Bettlaken waren dort noch fremd;
Jedoch ein neu gewaschen Hemd
Ward ihm von Gotelinde sacht
Gebreitet übers Bett; die Nacht
Verschlief er und den halben Morgen.
Was nun geschieht, sei nicht verborgen.

Es scheint mir recht und wohlerwogen,
Da Helmbrecht in die Welt gezogen,
Daß er von Hofe mit Bedacht
Viel hübsche Sächlein mitgebracht
Für Vater, Mutter, Schwesterlein.
Was mögen das für Dinge sein?
Ich glaube, wenn ihr's wüßtet,
Daß ihr da lachen müßtet.
Dem Vater brachte Helmbrecht her
Den besten Wetzstein (nimmermehr
Besaß ein Mähder solchen Stein),
Und eine Sense, wie so fein
Wohl eine zweite schnitt noch selten.
Solch Bauernkleinod lass' ich gelten!
Auch bracht' er ihm ein Beil, so scharf,
Daß kaum ein Schmied sich rühmen darf,
Geschmiedet hab' er solcherlei;
Auch eine Hacke war dabei.

Den feinsten Fuchspelz, gut im Schnitt,
Den brachte seiner Mutter mit
Der Bursche Helmbrecht, auf mein Wort;
Er nahm ihn einem Pfaffen fort.
Ob er gestohlen, ob geraubt
Dies alles, ich erzählt' es, glaubt,
Wüßt' ich es selber nur genau.
Von einem Krämer hatt' er schlau
Ein seiden Kopfband weggenommen;
Das hatte Gotelind bekommen,
Dazu noch Borte, reich bestickte,
Die sich fürwahr weit besser schickte
Für eines hohen Herren Kind
Als für die Schwester Gotelind.
Dem Knechte schenkt' er noch dazu
Ein Paar der besten Riemenschuh';
Die hatt' er ihm aus fernem Land
Dahergebracht mit eigner Hand.
Traun, er benahm sich auserlesen!
Wär' er noch Vaters Knecht gewesen,
Er ließ ihn ruhig barfuß gehn.
Ein Kopftuch, lieblich anzusehn,
Gab er der Magd und Band ins Haar.
Wie das der Dirne nötig war!

Wie lang — so fraget ihr mich aus —
Blieb wohl der Bursch im Vaterhaus?
Nur sieben Tage lang, auf Ehre.
Als ob ein Jahr vergangen wäre
Des Müßiggangs, war ihm zu Mut;
Drum zu den Eltern kurz und gut
Trat er mit raschem Abschiedswort.
„Geh, lieber Sohn, nicht wieder fort!
Was ich dir willig gebe hin,
So lang ich noch am Leben bin,
Erscheint dir das zu knapp bemessen?
Setz' dich an unsern Tisch zum Essen,
Beginne stillen Lebenslauf
Und gieb die höf'schen Sitten auf,
Die oft so bitter sind und sauer.
Da bin ich lieber doch ein Bauer
Als solch ein Ritter ohne Geld,
Den auch kein Grundbesitz erhält,

Der allezeit in schlimmer Not
Herumstreicht um sein täglich Brot
Und Abend sich wie Morgen
Noch plagt mit schweren Sorgen,
Daß er von Feinden wird gefangen,
Verstümmelt oder aufgehangen."

Drauf Helmbrecht: „Daß du mich als Gast,
Mein Vater, wohl bewirtet hast,
Vergelt' ich dir mit stetem Dank.
Doch daß ich keinen Wein mehr trank,
Ist eine Woche schon und länger.
Drum muß ich um drei Löcher enger
Den Gürtel schnallen überm Bauche,
Mir deucht, das ich viel Rinder brauche,
Damit die Schnalle hier geschwind
Den alten Platz zurückgewinnt.
Ich will auf neuem Beutezug
Ausspannen manches Rind vom Pflug,
Will mir nicht gönnen Ruhefrist,
Bis wieder rund mein Bäuchlein ist.
Fürwahr, es that ein reicher Mann
Den größten Schabernack mir an,
Den je ein Mensch mir zugefügt.
Da, wo mein Taufpat' selbst gepflügt,
Ritt er durchs Kornfeld unbeirrt.
Nur kurze Zeit Geduld; er wird
Es büßen mir mit schwerer Strafe;
Denn seine Rinder, seine Schafe
Und seine Schweine treib' ich fort,
Weil meinem lieben Paten dort
Er das bebaute Feld zertrat;
Schwer kränkt mich diese Missethat.
Und noch ein andrer reicher Mann
That einen Schabernack mir an;
Er aß die Krapfen zu dem Brot:
Daß büßt er mir vor meinem Tod!
Noch kenn' ich einen dritten!
Von dem hab' ich erlitten
Den schlimmsten Schabernack von allen.
Selbst einem Bischof zu Gefallen
Würd' ich's verzeihen nimmermehr,
Daß mich sein Thun gekränkt so schwer."

„Was that er?“ sprach der Vater drauf.
„Er schnallte seinen Gürtel auf,
Dieweil er saß bei Tische.
Ha, wenn ich nur erwische
Sein Gut, er sieht es wieder nie!
Von dannen treib' ich all sein Vieh,
Das er vor Pflug und Wagen spannt.
Ich will davon ein neu Gewand
Mir für die Weihnachtszeit erstehn;
Drauf hab' ich's längst schon abgesehn.
Was glaubt denn solch ein dummer Gauch
Und mancher andre Frevler auch,
Der Leid mir zugefügt und Tort?
Ja, nähm' ich Rache nicht sofort,
Ein feiges Zaudern wäre dies.
Da war ein andrer noch, der blies
Von seinem Bier herab den Schaum:
Lass' ich ihn straflos, werd' ich kaum
Der Gunst der Frauen wieder wert
Und darf kein ritterliches Schwert
Mehr an der Seite tragen.
Ihr sollt in wenig Tagen
Von Helmbrecht hören ungesäumt,
Wie er die großen Höfe räumt,
Und find' ich nicht den Herren selber,
Raub' ich ihm Kühe doch und Kälber.“

Der Vater sprach: „Willst du mir nennen
(Ich werd' es dankbar anerkennen)
Die jungen Bursche, die Genossen,
Die solche Weisheit dir erschlossen,
Die Hab' und Gut des Reichen
Dich lehrten einzustreichen,
Wenn Krapfen er zum Brot verzehrt?
Erzähle, wer mit dir verkehrt.“

„Mein guter Freund ist Lämmerschling
Und Widderschluck; was ich beging,
Die beiden haben mich's gelehrt.
Vernimm, mit wem ich sonst verkehrt.
Dem Höllensack und Rüttelschrank
Weiß ich als guten Lehrern Dank,
Dem Kuhfraß auch und Mausdenbecher.

Dies, Vater, ist die Schar der Zecher,
Mit denen ich durchzog das Land.
Die sechse hab' ich dir genannt.
Ein andrer Freund heißt Wolfesbauch;
Doch liebt er seine Muhmen auch
Und Basen, Ohm und Vetter,
Beim schlimmsten Winterwetter
Läßt er kein Hemd an ihrem Leib;
Er läßt dem Manne wie dem Weib
Nichts ihre Blöße zu bedecken
Und ist für Freund und Feind ein Schrecken.
Vor meinem Freunde Wolfesrüssel
Eröffnen sich auch ohne Schlüssel
Jedwedes Schloß und jede Kiste
In Einem Jahr gab's eine Liste
Von hundert Truhen hoch und lang,
Wo stets das Schloß von selber sprang,
Trat er gemächlich nur dazu.
Pferd, Ochsen und so manche Kuh
Sind ungezählt geblieben,
Die er hinweggetrieben;
Denn wenn er nahe kommt dem Thor,
So bleibt kein Riegel lang davor.
Noch ein Kumpan ist mir vertraut;
Sein Name hat gefäll'gen Laut
Für jeden höfisch feinen Sinn;
Den gab ihm eine Herzogin,
Die mächtig herrschet, reich und frei
Im Lande Nirgendnarretei.
Der Freund, der nennt sich Wolfesdarm.
Ob's draußen kalt ist oder warm,
Stets neuen Raubes ist er froh,
Und Dieberei beglückt ihn so,
Daß er sich nie Genüge that
Und niemals einen Fußbreit trat
Vom Bösen nach dem Guten hin.
So wird auch künftig stets sein Sinn
Nach Missethaten spähen,
Wie nach der Saat die Krähen."

Der Vater sprach: „Belehre mich,
Mit welchem Namen rufen dich,
Sobald sie dich von fern erkennen,

Die Freunde? Willst du den mir nennen?"
„Ich nenn' ihn, Vater, dir sofort:
Schlingsland, so heißen sie mich dort;
Der Name macht mir keine Schande.
Den Bauern rings herum im Lande
Ist meist mein Anblick unbequem;
Denn ihren Kindern kommt seitdem
Ein Wasserbei nur in den Magen.
Noch schlimmer pfleg' ich sie zu plagen:
Dem schlag' ich aus ein Auge traun,
Und dieser da wird lahm gehaun.
Ameisen müssen jenen zwacken,
Mit Zangen will ich diesen packen
Und ihn am Barte raufen munter;
Dem reiß ich gar die Haut herunter
Von seinem dicken Kopf. Den einen
Aufhängen werd' ich an den Beinen
Und breche Hals und Arm dem andern.
Ihr Hab und Gut muß mit mir wandern,
Und wenn auch zwanzig Bauern
Auf zehn der Unsern lauern,
Ja, wär' ihr Haufe größer noch,
Sie holten wenig Ehre doch."

„Sie alle, die du mir genant,
Sind sie dir besser gleich bekannt
Als mir, so wisse doch, mein Kind,
Wenn sie auch noch so tollkühn sind,
Gott läßt es leicht geschehen,
Daß willenlos sie gehen,
Wohin der Häscher es befahl,
Und wär' auch dreifach ihre Zahl."

„Von heut an, Vater, bin ich, glaub',
Selbst eines Königs Bitten taub,
Will, was ich that, nicht länger thun.
So manche Gans, so manches Huhn
Und Rinder, Käse, Futter,
Dir hab' ich und der Mutter
Vor meinen Freunden sie bewahrt:
Die Mühe bleibt mir jetzt erspart.
Denn Bursche, wacker und beherzt,
Habt allzusehr Ihr angeschwärzt:

Kein einz'ger ist ein Bösewicht;
Diebstahl und Raub, die schaden nicht.
Ja, hättet Ihr nicht so geschwätzt
Und uns mit argem Wort verletzt,
Dann Eure Tochter Gotelind
Hätt' ich zum Eheweib geschwind
Dem Freunde Lämmerschling gegeben;
Da hätte sie das beste Leben,
Wie's in der ganzen Welt so leicht
Nicht eine zweite Frau erreicht.
Von Pelzwerk, Mänteln, feinen Linnen
Das Beste würd' er ihr gewinnen
Aus einem reichen Kirchenhort,
Wenn Ihr mit solchem scharfen Wort
Nicht gegen uns gesprochen.
Fürwahr, wollt' alle Wochen
Ein junges Mastrind sie verzehren,
Erfüllen könnt' er ihr Begehren. — —
Nun, Gotelind, vernimm nur schnell,
Als Lämmerschling, mein Streitgesell,
Zum erstenmal um deine Hand
Mich bat, was ich für Antwort fand:
‚Hat es das Schicksal so gewollt,
Daß ihr einander haben sollt,
Du wirst es wahrlich nie bereuen.
Denn lieben wird sie dich in Treuen,
Und baumelst du dereinst am Strang,
So dauert es gewiß nicht lang
(Sei unbesorgt), bis deinen Leib
Herunternimmt das treue Weib
Und in ein Grab am Kreuzweg legt.
Weihrauch gewiß und Myrrhen trägt
Sie still herbei und wandelt sacht
Rings um dein Grab in jeder Nacht,
Bis wiederum ein Jahr verging.
Ja, glaube mir, Freund Lämmerschling,
Sie wird umräuchern dein Gebein;
Denn gut ist sie und herzensrein.
Und ist ein Schicksal dir bestimmt,
Das dir das Licht der Augen nimmt,
Wird durch das Land auf Weg und Stege
Dich sicher leiten ihre Pflege.
Doch wird ein Fuß dir abgeschlagen,

Dann wird sie dir zum Bette tragen
Die Krücken jeden Morgen,
Und sei nur ohne Sorgen,
Wenn man dir außer deinem Fuße
Noch eine Hand abhaut zur Buße,
Dieweil sie dann dir Fleisch und Brot
Vorschneidet bis zu deinem Tod.‘
Drauf sagte Lämmerschling geschwind:
‚Will deine Schwester Gotelind
Zum Manne mich, die reichste Habe
Biet' ich ihr dann als Morgengabe.
Drei volle Säcke schlepp' ich her;
Die sind fürwahr wie Blei so schwer.
Gefüllt hab' ich den einen
Mit unverschnittnen Leinen,
Von denen, wer sie auch begehrt,
Die Elle fünfzehn Kreuzer wert;
Das wird gefallen Gotelinden.
Im zweiten Sacke wird sie finden
Gewänder, Hemden, Schleier;
Nimmt sie mich an zum Freier,
Dann wird sie keine Armut kränken;
Denn nicht nur dies will ich ihr schenken;
Auch alles, was ich sonst erjage,
Gehört ihr nach dem Hochzeitstage.
Der dritte Sack, der ist gestopft
Und bis zum Platzen vollgepfropft
Mit braunem Samt und Goldbrokat
Und buntem Flaumpelz, der zum Staat
Mit Scharlach zierlich ist bespannt
Und noch dazu verbrämt am Rand
Mit feinen, schwarzen Zobelpelzen.
Der Sack ist leicht heranzuwälzen
Aus einer Schlucht, drin er verborgen;
Den schenk' ich ihr am nächsten Morgen.‘
Um all die Schätze brachte dich
Dein Vater, Kind, du dauerst mich!
Du mußt dein Leben jetzt vertrauern,
Und wirst du endlich eines Bauern
Rechtmäßig Eheweib, nun dann
Fängt erst dein schlimmstes Unglück an.
Da mußt du dich mit Mahlen plagen,
Mußt Flachs ihm brechen, schwingen, schlagen,

Mußt auf dem Acker Rüben lesen.
Damit wärst du verschont gewesen
Bei meinem Freunde Lämmerschling.
Ach, liebe Schwester, nicht gering
Wird mich dein Los erbarmen,
Schläft einst in deinen Armen
Ein ungeschlachter Bauer ein,
Bei dessen Liebe Gram und Pein
Du wirst empfinden immerdar.
Weh deinem Vater, ja fürwahr,
Weh ihm, der so vergaß der Pflicht!
Mein Vater ist er wahrlich nicht.
Du sollst nur wissen, wie's geschah:
Als meine Mutter mich etwa
Erst in dem vierten Monat trug,
Da schlich zu ihr geheim genug
Ein äußerst art'ger Kavalier.
Der und mein Taufpat' ließen mir
Das feine Wesen als Vermächtnis;
Drum sei gesegnet ihr Gedächtnis,
Und billig trag' ich hohen Sinn,
So lang' ich noch am Leben bin."

Drauf seine Schwester Gotelind:
„Ich glaub', auch ich bin nicht sein Kind,
Wenn ich's genau betrachten mag.
Gewiß, bei meiner Mutter lag
Ein edler Ritter liebeswarm;
Sie trug mich damals auf dem Arm.
Ich weiß, daß sie der Ritter traf,
Als einem weit verirrten Schaf
Sie nachging abends spät im Holz:
Nur deshalb bin auch ich so stolz.
Ach, lieber Bruder Schlingsland, sieh,
Der liebe Gott vergißt dir's nie"
(Das alles sagte Gotelinde),
„Daß Lämmerschling sich mir verbinde.
Ja, schaff' ihn mir zum Manne.
Dann prasselt meine Pfanne,
Dann wird der beste Wein mein Trank,
Und angefüllt ist jeder Schrank;
Ich kann das beste Bier bezahlen
Und lasse feinstes Mehl mir mahlen,

Und wird er mir die Säcke geben,
Das wird ein sorgenfreies Leben,
Vornehme Kleider, guter Schmaus;
Dann ist's mit Sorg' und Plagen aus!
Ei, bin ich es vielleicht nicht wert,
Daß mich ein Mann zur Frau begehrt?
Denn er wird finden, mir gesellt,
Was einem Manne wohl gefällt
An einem drallen Weibe;
Es fehlt an meinem Leibe
Nichts für sein volles Liebesglück.
Was hält der Vater mich zurück?
Obwohl ich dreimal stärker noch
Als meine Schwester, ging sie doch,
Da man ihr einen Gatten gab,
Am Morgen frei und ohne Stab
Und büßte nicht das Leben ein;
Drum wird es auch mein Tod nicht sein,
Raubt nicht des Mißgeschickes Grimm
Das Leben mir. Doch jetzt vernimm,
Mein Bruder und Berater:
Verschweig' es nur dem Vater,
Daß ich nun fest entschlossen bin,
Und wenn ich an der Kienleit' hin
Mit dir entflohn auf schmalem Kamm
Umarm' ich meinen Bräutigam,
Sollt' ich für immer auch verscherzen
Der Eltern und Gesippen Herzen.

Von diesem Zwiegespräch verlor
Kein Wort sich in der Eltern Ohr.
So schleunig kam das Schwesterlein
Mit ihrem Bruder überein,
Daß heimlich sie von dannen eile.
„Er wird dein Mann in kurzer Weile,
Mag's deinen Vater auch verdrießen.
Bald wird dich in die Arme schließen
In allen Ehren Lämmerschling;
Da wird dein Reichtum nicht gering.
Willst, Schwester, du das Werk vollenden,
So werd' ich einen Boten senden,
Daß er sich schnell mit dir entferne.
Habt ihr einander wirklich gerne,

Dann muß es euch wohl glücken
Nach Wunsch in allen Stücken.
Auch werd' ich bei dem Hochzeitfeste
So reich bewirten unsre Gäste,
Daß dir zulieb mit vollen Händen
Sie Wams und Röcke rings verspenden.
Sei, Schwester, nur zur Reise fertig;
Freund Lämmerschling ist dein gewärtig.
Leb wohl denn! Mit dem Herrn vom Haus
Komm' ich ja doch nicht länger aus."
Der Mutter wünscht' er Gottes Gnade,
Ritt hin auf seinem alten Pfade
Und sagte Lämmerschling sofort,
Er habe Gotelindens Wort.
Doch der umarmt' ihn freudentbrannt
Und küßte selig ihm die Hand;
Am Ende gab er gar dem Winde
Kußhände mit an Gotelinde.

Von arger Unbill höret jetzt.
In Trauer wurden rings versetzt
Die Witwen und die Waisen all'
Durch räuberischen Überfall,
Bevor der tapfre Lämmerschling
Der Hochzeit frohes Fest beging
Mit Gotelinde, seiner Braut.
Was da geschlürft ward und gekaut,
War weit im Umkreis aufgerafft.
Bei dieser edlen Ritterschaft
Gab's all die Tage viel zu sorgen.
Bis in die Nacht vom frühen Morgen
Ward angeschleppt vom Knappentroß
Vorrat zu Wagen und zu Roß
Ins Vaterhaus des Lämmerschling.
Als König Artus freien ging
Und sich Ginevren gab zum Gatten,
Die Hochzeit war noch nicht der Schatten
Von der, die Lämmerschling gegeben.
Nicht brauchten von der Luft zu leben
Die Gäste. — Da dies all vollendet,
Ward Helmbrechts Bote rasch entsendet,
Kam bald zurück nach schnellem Ritt
Und brachte Gotelinde mit.

Als Lämmerschling vernommen,
Daß seine Braut gekommen,
Da schritt er ihr entgegen froh
Und zur Begrüßung sprach er so:
„Seid, Gotelinde, mir willkommen!“ —
„So möge Gottes Huld Euch frommen,
Herr Lämmerschling.“ Und mittlerweile
Schoß jedes Auge Liebespfeile
Dem andern zu, so daß gebannt
Das Paar sich gegenüber stand.
Vermochte Lämmerschling zu finden
Manch süßes Wort für Gotelinden
Und sich im besten Licht zu zeigen,
So durft' auch sie nicht länger schweigen
Und gab verschämt dem Lämmerschling
Antwort, so gut es eben ging.

Nun geben wir zum Mann geschwind
Den Lämmerschling der Gotelind
Und lassen tauschen Schwur und Ring
Mit Gotelind den Lämmerschling.
Ein alter Mann mit grauen Haaren
Stand auf, in Reden wohl erfahren
Und mit dergleichen lang vertraut;
Der stellte Bräutigam und Braut
In einen Kreis und sprach sofort
Zum Mann: „Wenn Gotelinde dort
Ihr wollt zur Gattin, sprechet: ja.“
„Ich will,“ so sprach der Bursche da.
Zum zweitenmale fragt' ihn der:
„Ich will,“ versetzt' er wie vorher.
Zum drittenmal der Alte fragte:
„Nehmt Ihr sie gern?“ Der Bursche sagte:
„So lieb mir Seele sind und Leib,
Ich nehme gerne sie zum Weib.“
Drauf fragt' er Gotelinden:
„Wollt Ihr Euch fest verbinden
Mit Lämmerschling als Eheherrn?“
„Wenn Gott mir ihn bestimmt hat, gern!“
Nehmt Ihr ihn gern?“ erwidert' er.
„Ja freilich, gebt ihn mir nur her!“
Zum drittenmal gefragt vom Alten:
„Ja, laßt ihn mich nur gleich behalten!“

So ließ er tauschen Schwur und Ring
Mit Gotelind den Lämmerschling
Und gab zum Ehemann geschwind
Den Lämmerschling der Gotelind.
Das Festlied sangen alle laut;
Dann trat er auf den Fuß der Braut.

Die Mahlzeit stand nun schon bereit.
Jetzt aber ist es hohe Zeit
Dem Paare, das wir da vermählen,
Die Hofbeamten auszuwählen.
Als Marschall ließ Herr Schlingsland nun
Der Rosse Schar sich gütlich thun;
Den Widderschluck nahm man zum Schenken.
Doch Höllensack wies auf den Bänken
Zurecht die Gäste mit Geschick;
Denn Truchseß war der Galgenstrick,
Der niemand noch gelebt zu Dank.
Der Kämmerer war Rüttelschrank,
Und Kühfraß war der Küchenmeister;
Kein Schmaus war leckerer und feister,
Als den die Hochzeitküche bot.
Herr Mausdenbecher reichte Brot.
Da schwelgte der gefräß'ge Schwarm;
Herr Wolfesbauch und Wolfesdarm
Und auch Herr Wolfesrüssel,
Die leerten manche Schüssel,
Und manchen Humpen weit und rund
Austranken sie bis auf den Grund.
Da gingen wahrlich Trank und Schmaus
So hurtig den Gesellen aus,
Als hätt' ein Windeshauch ihn frisch
Herabgeblasen von dem Tisch.
Des Truchseß Amt war schwierig;
Denn sie verzehrten gierig,
Was aus der Küch' er aufgetragen.
Ja, wollte noch ein Hund benagen,
Was man bei Tisch nicht aufgegessen,
Der konnte sich nicht überfressen.
Ein kluger Mann sprach einst gar fein,
Bei jedem Menschen treff' es ein,
Daß er noch hastig ißt und trinkt,
Wenn schon der nahe Tod ihm winkt.

Drum schmausten sie den kleinsten Rest;
Denn dieses war das letzte Fest,
Bei dem sie lustig aßen
Und froh beisammen saßen.

Frau Gotelind sprach bleich und fahl:
„Ach, Lämmerschling, mein Ehgemahl,
Mich überläuft es kalt und warm!
Ich fürcht', ich fürchte, daß ein Schwarm
Von Feinden nah und näher droht.
Ach, Vater, Mutter, welche Not,
Daß ich aus eurem sichern Haus
Geflohen in die Welt hinaus!
Mir sagt es mein erschreckter Mut:
Des Lämmerschling geraubtes Gut
Wird mich mit Schmach und Schaden,
Das fürcht' ich, überladen.
Fänd' ich den Weg nur heimatwärts!
Mir ist so schwer, so schwer ums Herz.
Des Vaters Armut wäre mir
Wohl besser, als beim Reichtum hier
Zu sitzen bang und angstverstört.
Ich hab' einmal ein Wort gehört,
Das ist durch aller Mund gegangen:
Der werd' am wenigsten erlangen,
Den nach zu vielem es gelüstet,
Und wer in Habsucht sich gebrüstet,
Den werde Gott verdammen
Zu heißen Höllenflammen.
Zu spät, zu spät komm' ich zu Sinnen.
Was ließ ich mich so schnell gewinnen
Und von des Bruders Wort verführen?
Drum muß ich tiefe Reue spüren."
So sollte schon, als sie beging
Ihr Hochzeitfest mit Lämmerschling,
Die Braut, trotz seinen Leckerbissen
Des Vaters schlichtes Kraut vermissen.

Dieweil die Freunde nach dem Mahl
Noch sorglos saßen in dem Saal
Und jeden Spielmann allsogleich
Mit vielen Gaben überreich
Beschenkten Bräutigam und Braut,

Da klopften an die Thüre laut
Vier Häscher, angeführt vom Richter.
Die überwanden das Gelichter
Gar hurtig, fünfe gegen zehn.
Rasch suchte jeder zu entgehn.
Der eine schlüpft' ins Ofenloch,
Und untern Tisch ein andrer kroch.
Wer sonst wohl vieren widerstand,
Ließ sich von eines Häschers Hand
Wehrlos hervorziehn bei den Haaren.
Ich hab' es öfter schon erfahren:
Ein Dieb, und wär' er auch ein Held,
Der drei mit einem Streiche fällt,
Sobald die Häscher nahe sind,
Ist er nicht stärker als ein Kind.
Nach wenig Augenblicken
War schon mit starken Stricken
Der Spießgesellen ganzer Schwarm
Gebändigt durch der Häscher Arm.
Doch Gotelind verlor mit Grau'n
Ihr Brautkleid. Als man hinterm Zaun
Sie halb in Ohnmacht liegen fand,
Da mußte sie mit ihrer Hand
Die ganz entblößte Brust bedecken.
Sie war dem Tode nah vor Schrecken.
Was ihr noch ferner ist geschehn,
Mag künden, wer's mit angesehn. —
Ja, Gottes Hand kann Wunder thun;
Das zeigt euch die Geschichte nun.
Und hätt' ein Dieb ein Heer bestanden,
Vorm Häscher wird er doch zu Schanden;
Erblickt er den auch nur von fern,
Verdunkelt sich sein Augenstern,
Und sein Gesicht wird fahl und grau.
Ja, wär' er noch so kühn und schlau,
Ein lahmer Häscher kann ihn fassen.
Rasch wird ihn aller Mut verlassen,
Und alle Schlauheit ihm entfliehn;
Denn Gott ist selber wider ihn.

[Erzählen soll euch mein Gedicht,
Wie jetzt die Diebe vor Gericht
Schmachvoll beladen gingen

Und bald am Galgen hingen.
Nicht zur Ergötzung seiner Braut
Geschah's, daß zweier Rinder Haut
Sofort dem wackren Lämmerschling
Der Büttel um die Schultern hing.
Die Bürde konnt' ihn nicht beschweren;
Die leichtste war's. Er ließ sich ehren
Als Bräutigam noch immer.
Den andern ging es schlimmer.
Sein eigner Schwager hatt' es hart;
Denn diesem Schlingsland Helmbrecht ward
Vom Häscher dreier Rinder Haut
Auf seinen Rücken aufgestaut.
Der andern Last war auch nicht klein;
Dies alles zog der Richter ein.]

Kein Anwalt half den Rinderfängern;
Doch wer ihr Leben will verlängern,
Dem kürze Gott das seine;
Nun wißt ihr, wie ich's meine.
Von unsern Richtern glaub' ich zwar,
Daß sie den wilden Wolf sogar,
Der aller Bauern Vieh gewürgt,
Frei ließen (leider ist's verbürgt),
Sobald er sie durch Gold gewann.
Wie schlimm, wenn das geschehen kann! —
Neun Diebe hängte man im Nu,
Der zehnte fiel dem Richter zu,
Weshalb man dem das Leben ließ,
Der Schlingsland oder Helmbrecht hieß.

Was vorbestimmt ist, wird geschehn;
Gott darf nicht durch die Finger sehn
Dem Frevler und dem Ungetreuen.
Drum mußt' es Helmbrecht schwer bereuen,
Daß er geschmäht des Vaters Haus:
Man stach ihm beide Augen aus,
Und weil er Ehrfurcht nicht empfand
Vor seiner Mutter, ward die Hand
Ihm abgehauen und ein Fuß.
Das war der Lohn für schnöden Gruß,
Den einst er seinen Eltern bot;
Drum überfiel ihn Schmach und Not.

Ja, weil er zur Begrüßung nur
Den Vater nannte „plumper Bur,"
Die Mutter „sakrament'sche Fru,"
Drum fielen wohlverdient ihm zu
So großer Schmerz, so tiefe Qual,
Daß er dem Tode tausendmal
Sich lieber hätt' ergeben,
Als solchem Jammerleben.

Nun schied der arme blinde
Helmbrecht von Gotelinde;
Mit bittrer Reue, heißem Weh
Sagt' er am Kreuzweg ihr ade.
Dem blinden Dieb Geleite gab
Ein Gaishirt und ein Bettelstab
Heimwärts zu seines Vaters Haus.
Der kannt' ihn nicht, jagt' ihn hinaus;
Den rührte seine Not gering.
Vernehmt nur, wie er ihn empfing:
„Mein blinder Herr, Dieu vous salue!
Als ich in meiner Jugend früh
Bei Hof als Knecht herumgetappt,
Hab' ich den Gruß dort aufgeschnappt.
Trollt Euch davon, Herr Blindekin;
Euch ist in Fülle ja gediehn,
Was immer mag den Blinden frommen.
In Frankreich seid Ihr hochwillkommen.
Scheint dieser Gruß Euch nicht gelinde?
Ei, so begrüß' ich alle Blinde
Wozu soll groß Gerede taugen?
Drum, junger Herr mit blinden Augen,
Packt Euch aus meinem Haus geschwind;
Denn wenn Ihr Euch noch lang besinnt,
Dann läßt Euch meines Knechtes Stecken
So wohlgeratne Schläge schmecken,
Wie noch kein Blinder sie versucht.
Ein jeder Bissen sei verflucht,
Den Ihr verzehrt in meinem Haus.
Dort ist die Thür; macht Euch hinaus!"

„Ach, laßt mich hier nur eine Nacht!"
So bat der Blinde. „Gebet acht,
Ich will Euch meinen Namen nennen;

Ihr müßt mich ja bei Gott erkennen!“
Der Vater drauf: „Die Zeit vergeht;
Drum redet schnell. Es ist schon spät.
Sucht einen andern Wirt noch heut;
Von mir bekommt Ihr keinen Deut.“ —
Wie tief empfand er Gram und Schmach,
Als er zu seinem Vater sprach:
„Ich bin ja Helmbrecht, Euer Kind.“
„So wurde wohl der Bursche blind,
Dem sie den Namen Schlingsland gaben?
Seid Ihr doch über Furcht erhaben
Vor einem Häscher oder Richter,
Und wären sie gesät noch dichter!
Heidi, was Ihr für Eisen fraßt,
Dieweil Ihr auf dem Hengste saßt,
Um den ich hingab meine Rinder.
Und tappt Ihr jetzt herum als Blinder,
Klein ist der Schmerz, den ich drum leide.
Mich dauern Loden und Getreide,
Das ich mir abgespart am Brot.
Und stürbet Ihr am Hungertod,
Ich gäb' Euch nicht den kleinsten Brocken.
Jetzt aber macht Euch auf die Socken
Und wendet Euch zum Gehen
Auf Nimmerwiedersehen.“

Noch einmal bat ihn da der Blinde:
„Ach, wenn Ihr auch zu Eurem Kinde
Mich niemals wieder haben wollt,
So wird doch Gott gewiß Euch hold,
Bannt Ihr des Teufels letzte Spur.
Laßt mich als einen Bettler nur
In Eurem Haus zum Grabe wanken,
Und was Ihr einem armen Kranken
Aus Mitleid willig würdet geben,
Nur damit fristet mir das Leben.
Die Bauern drohen mir voll Wut;
Ach, seid nur Ihr mir wieder gut!
Habt Ihr mit ihnen Euch verschworen,
Dann bin ich ganz und gar verloren.“

Der Vater lacht', als wär' es Scherz,
Und dennoch blutete sein Herz,

Wie Helmbrecht dastand schwach und blind;
Es war ja doch sein leiblich Kind.
„Durch alle Welt führt' Euer Ritt,
Und nie ging Euer Roß im Schritt;
Im Trabe lief's und im Galopp,
Doch seufzte manches Herz darob.
Denn arg habt Ihr's getrieben,
Und nichts ist übrig blieben
So manchem Bauern, mancher Frau.
Nun könnt Ihr sehen, wie genau
Drei Träume schon zur Wirklichkeit
Geworden. Wartet kurze Zeit:
Dem Schlimmsten auch entrinnt Ihr kaum.
Eh sich erfüllt der vierte Traum,
Macht schleunig Euch hinaus zum Thor.
Knecht, schieb' geschwind den Riegel vor,
Und daß den Schlaf mir niemand stört!
Des Namen nie mein Ohr gehört,
Den will ich gern zeitlebens laben;
Doch Ihr sollt keinen Bissen haben."
So hielt der Vater ohn' Erbarmen
All seine Frevel vor dem Armen,
Von Abscheu ganz erfüllt und Haß.
„Du, Gaishirt, bring' ihn fort und laß
Ihn bergen vor der Sonne sich."
(Er schlug den Hirten.) „Dies für dich.
Am liebsten schlüg' ich deinen Herrn;
Doch weil erlosch sein Augenstern,
Unwürdig wär' es drum und hart,
Und weil ich gut erzogen ward,
Vermag ich stets mich zu bezwingen.
Er kann's jedoch so weit noch bringen.
Herr Fremder, worauf harrt Ihr noch?
Da ließ der Zimmermann das Loch.
Gleichgültig ist mir Eure Not."
Die Mutter steckte noch ein Brot
Ihm zu wie einem Kinde.
Fort tappte da der Blinde,
Und als er hinschritt übers Feld,
Ward er von Bauern rings umstellt.
Ihr laut Geschrei durchdrang die Luft:
„Haha! Helmbrecht, du blinder Schuft,
Hätt'st du wie wir gelenkt den Pflug,

Du sähest heut noch gut genug."
Ein Jahr verging in solchem Leid,
Bis endlich ihn der Strang befreit.

Ich stell' es euch getreulich dar.
Ein Bauer wurde sein gewahr,
Als eines Tages er im Wald
Aufsuchte seinen Unterhalt.
Der Bauer schlug dort Holz entzwei;
Auch standen andre nahe bei.
Noch früher Morgen war es da,
Als er den blinden Helmbrecht sah,
Der eine Kuh ihm weiland stahl,
Die schon gekalbt zum siebtenmal,
Und hurtig fragt er die Genossen,
Ob sie mit ihm zur That entschlossen.
„In Stücke reiß' ich ihn geschwind,"
Rief einer, „die nicht größer sind,
Als Stäubchen in dem Sonnenlicht, —
Falls niemand ihm zur Seite ficht.
Denn mir und meinem Weibe
Riß er hinweg vom Leibe,
Vom nackten Leib das letzte Kleid;
Das büßt er mir nach Billigkeit."
In großem Zorne rief ein dritter:
„Und kämen noch zwei solche Ritter,
Die drei bestünd' ich ganz allein.
Der Erzhallunke brach mir ein
In Speicher und in Keller
Und nahm den letzten Heller."
Der vierte, der das Holz gespalten,
War kaum vor grimmer Wut zu halten:
„Vierteilen möcht' ich ihn im Nu!
Ich habe Gottes Recht dazu.
Er hat mein Kind fast umgebracht,
Dieweil's im Schlummer lag zur Nacht;
Er warf's in einen Sack hinein
Und wickelt' es in Betten ein;
Als es erwacht aufschrie vor Weh,
Da schleudert' er's in kalten Schnee;
Gestorben wär' es unverweilt,
Wär' ich zu Hilfe nicht geeilt."
Darauf begann ein fünfter so:

„Auch ich bin seines Kommens froh,
Damit in mir erwache
Die süße Lust der Rache.
Er that Gewalt an meinem Kind;
Und wär' er noch einmal so blind,
So soll er doch am Baume hangen.
Ich selbst bin mühsam ihm entgangen
Und barg mich splitternackt und bloß.
Ja, wär' er wie ein Kirchturm groß,
Ich räche mich und mach' ihn kalt,
Jetzt, wo in diesem dichten Wald
Verkrochen er nicht fliehen kann."
Da riefen sie: „Heran, heran!"
Und stürzten alle mit Getos
Sich auf den blinden Helmbrecht los.
Dieweil sie gaben schlimmen Lohn
Mit Knütteln, schrien sie voll Hohn:
„Helmbrecht, gieb acht auf deine Haube!"
Da fiel den Wütenden zum Raube
Und ward zerfetzt von argen Hieben,
Was bei dem Büttel übrig blieben.
Sie trieben's schlimm; nicht Fingersbreit
Blieb von der ganzen Herrlichkeit,
Die man gestickt dem feinen Herrchen.
Was man von Sittichen und Lerchen,
Von Sperbern und von Turteltauben
Genäht aufs Muster aller Hauben,
Drauf sah man jetzt die Bauern tappen.
Hier flatterten die Seidenlappen
Und hier die blonden Locken fort.
Spräch' ich auch sonst kein wahres Wort,
Verdien' ich doch, daß man mir glaube,
Was ich berichtet von der Haube;
Um dieses Kunstwerk wär's geschehn.
Wer keinen Kahlkopf noch gesehn,
Der hätt' es wahrlich dort gekonnt.
Das Lockenhaar, so reich und blond,
Das niemand mehr bewundernd sah,
Fiel ausgerauft zu Boden da.
Den Bauern lag nur wenig dran.
Sie ließen noch den Jammermann
Hersagen seine Beichte;
Ein Bauer aber reichte

Ihm drauf ein kleines Bröckchen Erde,
Damit es ihm zum Schutze werde
Und seine Seele wahre,
Eh sie zur Hölle fahre.
Sie knüpften ihn an einen Ast.
Gut trafen ein, so dünkt mich fast,
Des Vaters Traumgesichte. —
Hier endet die Geschichte.

*

Und wollen eigensinn'ge Knaben
Mehr Weisheit als die Eltern haben,
Die möge Helmbrechts Schicksal warnen.
Denn lassen sie sich auch umgarnen
Vom Stolz, und geht es ihnen schlecht,
Geschieht es ihnen wahrlich recht.
Wer einst auf Straßen und auf Pfaden
Durch Räubereien kam zu Schaden,
Hält sorgenlos und friedlich Rast,
Seit Helmbrecht baumelt an dem Ast.
Drum hütet euch, bevor's zu spät,
Und hört auf jeden, der euch rät
Mit Schlichtheit oder mit Vernunft.
Ja, sollte von der Helmbrechtzunft
Noch junge Brut am Leben sein,
Die werden auch Helmbrechtelein
Und werden euch bedrängen,
Bis sie am Galgen hängen.
Las jemand euch dies Lied zum Ende,
So bittet Gott, daß Heil er spende
Ihm und dem Dichter ewiglich;
Wernher der Gärtner nennt er sich.

Anmerkungen.

V. 28—103. Die Haube bestand aus vier Teilen oder Feldern. Rechts war die Eroberung Trojas, links Karl der Große mit seinen Helden dargestellt, hinten die Rabenschlacht, vorn die tanzenden Ritter und Frauen. Die Zwischenräume denkt sich Keinz mit den Vögeln ausgefüllt.

V. 70. Galizien, die spanische Mark.

V. 81. Diether, der jüngere Bruder Dietrichs von Bern (Theodorichs).

V. 153. Noch heute ein allgemeiner Brauch der Oberbayern.

V. 157. Seelenwärmer = mhd. warkus. Das seltene Wort hängt zusammen mit franz. gardecorps. Meine Übersetzung giebt den ursprünglichen Begriff.

V. 192. Vgl. Einleitung S. 18 ff.

V. 217 ff. Vgl. Einleitung S. 16 f.

V. 255. Wahrscheinlich ist der Zehnte gemeint, den er an das Kloster zu Ranshofen zu entrichten hatte. Einl. S. 24.

V. 290 f. Stand. Im Original lautet das Wortspiel: orden-ordenunge.

V. 390. Ballen. mhd. stürzen. Nach Keinz wird Lodenzeug nicht gerollt, sondern in Abteilungen von 1½—2 Fuß Breite übereinander gefaltet. Jede Lage ist ein sturz. Schröder übersetzt unrichtiger Weise: „Ellen."

V. 411. Vgl. Einl. S. 17 f.

V. 422. Berserker. mhd. Sahsen. Dem Oberdeutschen galten damals die Sachsen als Prototyp unbändiger Wildheit.

V. 446. Semmelschnitten. mhd. clamirre, gebackene Semmelschnitten, mit Kalbshirn oder Zwetschen gefüllt. Über die ganze Stelle vgl. Einl. S. 22 f.

V. 591. mhd. in enhalf et niht sîn lêre. Ich beziehe natürlich „in" auf Helmbrecht, „sîn" auf den Vater; Pannier gerade umgekehrt: „Dem Vater half die Lehre nicht." Das giebt keinen rechten Sinn; wo ist von einer Lehre des Sohns die Rede?

V. 653. Keinz hält es für möglich, daß hier eine der am untern Inn gelegenen Raubburgen, vielleicht Ratishof, die größte und berüchtigtste, gemeint sei.

V. 706 f. Sinn: Als hätten sie nie den kleinsten Kummer gehabt

V. 711. Freimagd. mhd. frîwîp. Ebenso wird der Knecht weiter unten (V. 743) im Original als frîman bezeichnet. Richard Schröder (Ztschr. f. deutsche Philologie, II, S. 302 ff.) zieht hierzu eine Stelle des Schwabenspiegels an, welche neuhochdeutsch lautet: „Niemand ist berechtigt, eigene Leute zu haben, ausgenommen die Gotteshäuser, das Reich, die Fürsten, die freien Herrn und Mittelfreien." Das Verhältnis des frîman zum Meier bezeichnet R. Schröder als das der reinen Dienstmiete.

V. 717. flämisch. Der flämische Dialekt galt der Zeit als besonders hoffähig.

V. 728. Dobrytro, guten Tag.

V. 746. Niederland, im Original „Sahsen." Sächsisch ist für den bayrischen Knecht genau so viel wie niederdeutsch, niederländisch.

V. 764—768. Die Mischung ober- und niederdeutscher Formen findet sich auch im Original. Pfeiffer führte das Niederdeutsche in diesen Versen vollständig durch, ohne zu bedenken, daß Helmbrecht in einer ihm selbst nicht geläufigen Sprache radebrecht.

V. 780 f. Vgl. Einl. S 24.

V. 819. Auer heißt nach Keinz ein Rind, das ein bis drei Jahre auf den Auen weidet.

V. 823. Rähme wird mit râm = Ruß zusammengebracht und soll ein schwarzgeflecktes Tier bedeuten (?).

V. 827. Erke, so bei Freytag. Richtiger eigentlich Erge = Bosheit.

V. 831. Sonne soll sich auf einen weißen Fleck auf der Stirn beziehen, ähnlich wie Blässe, Blässel.

V. 867. Sauerkraut. Keinz bemerkt, daß noch heute in der Gegend mit Kraut jede Mahlzeit eröffnet wird.

V. 897. der Wanghauser. Vgl. Einl. S. 18 f. u. 21.

V. 927. Buhurdiren. Der Kunstausdruck mittelalterlichen Turnierwesens findet seine beste Erklärung in den folgenden Versen.

V. 957. Herzog Ernst, eines der populärsten Gedichte des Mittelalters, seit Ausgang des 12 Jahrhunderts in zahlreichen Bearbeitungen verbreitet und noch im 15. Jahrhundert dem bekannten Volksbuch zu Grunde gelegt.

V. 1185 ff. Lämmerschling &c. Gustav Freytag bemerkt hierzu: „Die wilden Namen sind schwerlich von dem Dichter erfunden, um die Räuber zu charakterisieren; es ist aus dem Folgenden wahrschein-

lich, daß sie durch die Laune der ruchlosen Burgleute selbst gegeben und als Corpsnamen gebraucht wurden."

V. 1191. Mausdenbecher. mhd. Müschenkelch; müschen heißt sonst „zermalmen," bedeutet aber hier offenbar „bei Seite bringen."

V. 1220. Nirgendnarretei. mhd. Nônarre Narrîe.

V. 1250. an den Beinen. So übersetze ich nach der glücklichen Vermutung von Sprenger (Germania, XXV, S. 408), welcher statt sparrâdern (Krampfadern?) spanadern (= Fersen) liest.

V. 1426. Vgl. Einl. S. 21.

V. 1460 f. mhd. er neic gegen dem winde/ der da wâte von Gotlinde, er verbeugte sich gegen den Wind, welcher von Gotelinde her wehte, ein höfischer Gebrauch provenzalischen Ursprungs.

V. 1507 ff. Kirchliche Trauung drang erst im Laufe des 14. Jahrhunderts allgemein durch. Die Art der Vermählung Gotelindens mit Lämmerschling ist in dieser Zeit durchaus das Gewöhnliche.

V. 1534. trat er auf den Fuß der Braut. Altes Zeichen der Besitzergreifung. Keinz fand in der Gegend noch den Aberglauben bei Neuvermählten, daß dasjenige, welches vom andern zuerst auf den Fuß getreten wird, unter den Pantoffel komme.

V. 1651—1668. Ich pflichte Pfeiffer bei, wenn er diese Verse für eingeschoben hält, und habe sie deshalb in Klammern gesetzt. Sie sind nicht allein in der Form sehr ungeschickt und enthalten einen Reim, den Wernher sich schwerlich erlaubt hätte (V. 1659 f. ringest — minnest), sondern geben auch an mehreren Stellen einen ganz schiefen Sinn. Gotelind haben wir V. 1632 „hinterm Zaun" verlassen. Wenn dann V. 1703 ff. Helmbrecht von ihr an der Wegescheide Abschied nimmt, so paßt das vollständig zur Situation. Was aber soll V. 1655 ff. die Bemerkung, Gotelind sei wenig ergötzt gewesen, als Lämmerschling seine schmachvolle Bürde getragen? Sie konnte ja gar nicht anwesend sein. Ferner heißt es, Lämmerschlings Last, aus zwei Rindshäuten bestehend, sei die geringste gewesen, die andern hätten mehr schleppen müssen. Und von Helmbrecht erfahren wir gleich darauf, daß er drei Rindshäute zu tragen hatte; dieses „Mehr" war doch kaum der Rede wert.

V. 1680. Das Recht des Richters, den Zehnten zu begnadigen, wird vom Sachsenspiegel und Schwabenspiegel bestätigt. (R. Schröder.)

V. 1095. Die Erde ist Symbol des Leibes Christi; also ein Not-Abendmahl.

Heine, Reisebilder I. . . . . . Nr. 73. 74
— „ II. . . . . Nr. 81. 82
— Romancero . . . . Nr. 76. 77
— Romantische Schule . . . . Nr. 106. 107
— Zur Gesch. d. Relig. u. Philos. Nr. 104. 105
Herder, Cid . . . . Nr. 38
— Gedichte . . . . Nr. 260—262
— Legenden und Paramythien . . Nr. 274
— Stimmen der Völker . . Nr. 257—259
— Über den Ursprung der Sprache . Nr. 239
Hofmann, Das Fräul. v. Scuderi . Nr. 293
Hölty, Gedichte . . . . . . Nr. 271. 272
Homer, Ilias von Voß . . . Nr. 85—87
— Odyssee von Voß . . . . Nr. 45—47
Jean Paul, Quintus Fixlein . Nr. 25. 26
Immermann, Oberhof . . Nr 118—120
— Der neue Pygmalion . . . . Nr. 288
— Tulifäntchen . . . . Nr. 209
Irving, Alhambra . . . . Nr. 198—200
— Skizzenbuch . . . . . Nr. 241—244
Kant, Von der Macht des Gemüts . Nr. 247
Kleist, Käthchen von Heilbronn . . Nr. 108
— Michael Kohlhaas . . . . . Nr. 192
— Prinz von Homburg . . . . . Nr. 127
Klönne, Aus Kindermund . . . . Nr. 161
Körner, Braut—Domino—Vetter a. Br. 138
— Erzählungen . . . . Nr. 125
— Gouvernante — Fischermädchen — Vierjähriger Posten . . . . Nr. 220
— Hedwig . . . . Nr. 147
— Leier und Schwert . . . . . Nr. 53
— Toni — Nachtwächter . . . . Nr. 137
— Zriny . . . . Nr. 64
Lenau, Gedichte . . . . . . Nr. 29—31
Lessing, Emilia Galotti . . . . Nr. 33
— Laokoon . . . . Nr. 163. 164
— Minna von Barnhelm . . . . . . Nr. 4
— Nathan der Weise . . . . . . Nr. 27
— Meisterdramen, (Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, Nathan d. Weise) Nr. 4.27.33 in einem Bande, geb. 1 Mk.
— Philotas . . . . Nr. 264
Longfellow, Evangeline . . . . Nr. 197
— Goldene Legende . . . . Nr. 156. 157
Matthisson, Gedichte . . . . . Nr. 203
Molière, Der Geizige . . . . . Nr. 80
Musset, Spielt nicht mit d. Liebe. (Schauspiel). Eine venetian. Nacht. (Charakterbild) Nr. 181
Novalis, Heinr. v. Ofterdingen Nr. 280 281
Novellenbuch, Ungarisches:
I. **Petöfi**, Schecken und Falbe . Nr. 134
II. **Jókai**, Fortunatus . . . . Nr 135
III. **Beniczky-Bajza**, Sonderling. — **Csiky**, Rosenkranz. — **Mikszáth**, Martha Timar . . . . Nr. 136
— I.—III. in einem Bande, geb 1 Mark.
Ovid, Verwandlungen . . . . Nr. 88. 89
Petöfi, Gedichte . . . . . Nr. 152. 153
Platen, Gedichte. (Gesamtausg.) Nr. 90—92
Rabener, Werke. Auswahl . Nr. 217—219
Raimund, Der Verschwender . . Nr. 128
Raunhilde, Judith Fürste . . Nr. 286. 287
Reinick, Lieder. (Gesamtausg.) Nr. 182. 183

Saint-Pierre, Paul und Virginie . Nr. 69
Schenkendorf, Gedichte . . Nr. 168. 169
Schiller, Braut von Messina . . . Nr. 79
— Don Karlos . . . . Nr. 61
— Fiesco . . . . Nr. 146
— Gedichte . . . . Nr. 1. 2
— Jungfrau von Orleans . . . Nr. 43
— Kabale und Liebe . . . . . Nr. 162
— Maria Stuart . . . . Nr. 41
— Neffe als Onkel . . . . . . Nr. 210
— Phädra . . . . Nr. 158
— Räuber . . . . Nr. 101
— Wilhelm Tell . . . . Nr. 5
— Wallenstein, I. . . . . . . Nr. 23
— „ II. . . . . . . Nr. 24
— „ I. u. II. in 1 Bde. geb. 75 Pfg.
Schjörring, Esthers Geschichte. Nr. 284. 285
Schrutz, Perlen für d. Vortrag Nr. 267—270
Schulze, Bezauberte Rose . . . . Nr. 65
Scott, Ivanhoe . . . . . Nr. 140—142
— Kenilworth . . . . . . Nr. 226—228
Scribe, Glas Wasser . . . . . Nr. 126
Sealsfield, Kajütenbuch . . Nr. 131—133
Seume, Mein Leben . . . . . Nr. 275
Shakespeare, Julius Cäsar . . . Nr. 8
— Hamlet . . . . Nr. 148
— Heinrich IV. . . . . . Nr. 149. 150
— Kaufmann von Venedig . . . . Nr. 185
— Die lustigen Weiber von Windsor Nr. 273
— König Lear . . . . Nr. 175
— Macbeth . . . . Nr. 42
— Othello . . . . Nr. 174
— Romeo und Julia . . . . . Nr. 196
— Sommernachtstraum . . . . Nr. 201
— Was ihr wollt . . . . . . Nr. 290
— Wintermärchen . . . . . . Nr. 232
— Der Widerspänstigen Zähmung . Nr. 248
Slowacki, Gedichte . . . . Nr. 229. 230
Sophokles, Aias . . . . . . Nr. 177
— König Ödipus . . . . Nr. 276
Strachwitz, Gedichte . . . Nr. 223. 224
Tegnér, Frithjofssage . . . . . Nr. 58
— Die Nachtmahlskinder . . . . Nr. 291
Tiedge, Urania . . . . . . Nr. 207. 208
Tolstoi, Macht der Finsternis Nr. 178. 179
Tschernow, Aus russischen Dichtern Nr. 277—279
Voß, Luise . . . . Nr. 17
Walther v. d. Vogelweide, Gedichte. Gesamtausgabe . . . . Nr. 109. 110
— Schulausgabe . . . . Nr. 111. 112
Wartenegg, Der Verwendbare . . Nr. 129
Webers Demokritos I. Über Witz u. Scharfsinn. — Warum sind die Neueren d. Alten an komischen Witz u. Schrift. überlegen? Nr. 160
— II. Bd. Langweile, Zeitvertreib, Neugier und Leserei. Romane, Zeitungen und Zeitschriften. Über Bücher . . . . Nr. 165
— III. Bd. Trinklust . . . . . Nr. 176
— IV. Bd. Die Relig. u. d. Religionen Nr. 184
— V. Bd. Die Theologen. Juristen und Advokaten. Ärzte. Philosophen. Mathematiker und Physiker. Historiker. Philologen Nr. 20-

Fortsetzung auf Seite 4 des Umschlag

Werner

Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner eine deutsche Novelle aus dem XIII. Jahrhundert

Halle a. S. [1889]